

AUSGABE 11 / MÄRZ 2003 / NISSAN 5763

€ 0,75

WWW.NUNU.AT

**nunu**

NEWS ÜBER UNS



Kunstsammler  
Jenö Eisenberger  
über Schuld und Schiele

# INHALT



## EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser,

die Zeitspanne, die zwischen dem Schreiben der Artikel und dem Druck von NU liegt, ist deutlich länger als bei Tageszeitungen oder wirtschaftlich ausgerichteten Magazinen. Daher kann es passieren, dass nach Abschluss der redaktionellen Arbeiten, aber noch während der grafischen Aufbereitung und des Drucks Ereignisse eintreten, auf die wir nicht mehr Bezug nehmen können. Zum Zeitpunkt des Redaktionsschlusses dieser Ausgabe von NU hat der Krieg im Irak begonnen. Wir können wegen des beschriebenen Produktionszeitraums keine aktuellen Berichte liefern oder Einschätzungen abgeben. Sie würden bei Erscheinen des Heftes mit großer Sicherheit hoffnungslos überholt sein. Daher bezieht sich nur der Kommentar von Martin Engelberg auf den Irak-Krieg. Er beschreibt die offizielle österreichische Position zum Krieg und verweist auf aufkeimende, antijüdische Reflexe. Was immer aber die nächsten Tage und Wochen bringen werden, wir von NU wünschen uns aus tiefstem Herzen, dass keine unschuldigen Menschen, wo immer sie herkommen, zu Opfern werden. Insbesondere weilen unsere Gedanken beim Volk von Israel.

NU bietet in seiner Nummer 11 ein breites Themenspektrum. Das Motto des Artikels von Petra Stuibler spiegelt das Generalthema des Heftes wider: „Vertrieben, verboten, vergessen – aber nur beinahe“ gilt für den Orpheus Trust, der versucht, das Wirken jüdischer Musiker und Komponisten wieder auferstehen zu lassen.



Orpheus Trust

- Seite 4 INTERVIEW „Mit Kunst infiziert“**  
Sammler Jenö Eisenberger über Nolde, Schiele und Antisemitismus in Österreich.
- Seite 9 RESTITUTION I Nazifizierung des Arbeitsmarkts**  
Tausende jüdische Österreicher wurden nach dem NS-Anschluss aus ihren Jobs verdrängt.
- Seite 12 RESTITUTION II „Was hätte Freud gewollt?“**  
Die Wiener Psychoanalytische Vereinigung ist uneins, ob sie Anspruch auf Restitution stellen soll.
- Seite 15 AUSSTELLUNG Freuds verschwundene Nachbarn**  
Das Sigmund Freud Museum beleuchtet das Schicksal der Bewohner des Hauses Berggasse 19.
- Seite 18 KLADOVO-TRANSPORT Reise in den Krieg**  
Helen Liesl Krag über ihren Großvater Jakob Abraham Rosenstrauch
- Seite 23 PORTRÄT „Mit 100 nochmal nach Wien“**  
Alexia Wernegger über die Wiener Hockeyspielerin Irma Pick-Ullmann.
- Seite 25 VERANSTALTUNG Let's discuss**  
Eine junge Frau sorgt für aktuelle Diskussionen.
- Seite 26 INTERVIEW „Beim Gottesdienst bin ich der Jüngste“**  
Gespräch mit dem Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde in Prag, David Stecher.
- Seite 30 RASSISMUS-BERICHT Immer mehr physische Gewalt**  
170 Fälle von Rassismus in Österreich.
- Seite 32 POLITIK Dajgezzen und Chochmezzen**  
Soll der IKG-Präsident zu Koalitionsvarianten Stellung beziehen?
- Seite 34 MUSIK Beinahe vergessen**  
Der Orpheus Trust lässt jüdische Musik wieder auferstehen.
- Seite 37 ALLTAGSGESCHICHTEN Erwin Javor**  
über Marcel Prawy.
- Seite 38 MEINUNG Martin Engelberg**  
über den Irak-Krieg.

Es gilt aber auch für viele andere Artikel in einem NU, das eine Reihe von Menschen vorstellt und in Erinnerung ruft.

Danielle Spera hat Jenö Eisenberger interviewt. Ein liebenswerter, konzilianter älterer Herr, der mit Begeisterung Bilder sammelt und Österreich mag. Bei manchen prominenten Österreichern endet seine Konzilianz allerdings. Lesen Sie Eisenbergers Bemerkungen zu Leopold und Dichand. Sie werden sie lieben.



Eisenberger

Alexia Wernegger hat in Haifa die betagte Irma Pick besucht. Sie war vor dem Krieg österreichische Hockey-Nationalspielerin. Zum bevorstehenden 100. Geburtstag möchte sie noch einmal Wien besuchen. Jene Stadt, aus der sie 1938 via Donau nach Palästina flüchtete, wo sie seither zu Hause ist.



Pick-Ullmann

Auf dem gleichen Weg hat es auch Jakob Abraham Rosenstrauch versucht. Sein Schiff blieb in Jugoslawien hängen, wo 1941 alle Insassen von den Nazis ermordet wurden. Seine Enkeltochter Helen Liesl Krag hat sich mit anderen Familienangehörigen auf Spurensuche begeben. Spuren in allgemeinerer Form hat auch die Historikerkommission in ihrem kürzlich vorgelegten Bericht gesucht. Rainer Nowak hat sich in dem umfangreichen Konvolut den Teil über die Nazifizierung des Arbeitsmarkts angeschaut, der Aufschluss über die kalte Perfektion gibt, mit der Juden aus ihren Berufen und Unternehmen vertrieben wurden.

Über eine andere Dokumentation berichtet Saskia Schwaiger. Die Dokumentations- und Beratungsstelle ZARA zeigt im aktuellen „Rassismus-Report 2002“, dass die Zahl rassistischer Übergriffe in Österreich steigt. Wen wundert es da, dass die öffentliche Hand kaum Geld für den Verein zur Verfügung stellt. Ein großer Vertriebener kommt im NU 11 gleich zwei Mal vor. Mit Freuds verschwundenen Nachbarn befasst sich eine Ausstellung im Sigmund Freud Museum in der Berggasse 19. Dokumentationen über die unbekanntenen Bewohner dieses Hauses zeigen das ganze Spektrum der Schicksale von Juden ab 1938.



Freuds Nachbarn

Barbara Tóth schreibt über eine emotional geführte Diskussion im Vorstand der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung, die im Beschluss mündete, auf Restitutionsgelder zu verzichten, auch wenn manche Analytiker damit ganz und gar nicht einverstanden waren.

Frische junge Diskussionen beschreibt Martin Engelberg. Eine junge Frau, Jasmin Freyer, organisiert seit kurzem Veranstaltungen zu jüdischen Themen, die sich regen Zuspruchs erfreuen. Schön, dass sich da etwas Neues entwickelt.

Last, not least hat sich Barbara Tóth in Prag umgesehen und ein Gespräch mit David Stecher von der dortigen jüdischen Gemeinde geführt. Herausgekommen ist ein lebendiger Bericht über eine in Entwicklung befindliche Gemeinde, die mit vielen Problemen kämpft.

Erwin Javors Alltagsgeschichten mit einem liebevollen Nachruf auf den großen Marcel Prawy und schließlich unser „Zwiekkommentar“ – eine neue Form im Journalismus, die Sie nur im NU finden – ergänzen ein Heft, das Ihnen Freude bereiten wird. Nehmen Sie sich ausreichend Zeit, setzen Sie sich in die Sonne und genießen Sie. NU – ist das nicht eine Idee?

Ihr Peter Menasse  
Chefredakteur

# „Wo kauft man Bilder, wenn nicht im Museum?“

| Der Sammler Jenö Eisenberger über seine Leidenschaft für Kunst, über Antisemitismus und seine Liebe zu Österreich. |

Von Danielle Spera



*NU: Wie bist du mit deiner Geschichte zur Kunst gekommen? Wie beginnt die Sammel­ tätigkeit? Wie entsteht Leidenschaft fürs Sammeln?*

*Eisenberger:* Vielleicht bin ich ein heimlicher Intellektueller. Nachdem ich so viele Erfolge im Lebensmittelhandel hatte, bin ich eben ein Lebensmittelhändler geworden. Wie hat alles begonnen? Ich war etwa 50 Jahre alt, da habe ich angefangen, meine – mittlerweile ver­ storbene – Frau Vera ins Museum zu begleiten. Auf einmal hat es mich dazu getrieben, dass ich – nicht so wie Vera – nur geschaut habe, sondern auch gekauft habe. Vielleicht wollte ich Vera etwas beweisen. Sie hat nie im Leben Schmuck

getragen, ich wollte ihr aber etwas schenken, und so waren es eben Bilder. Dabei bin ich auf den Geschmack gekommen. Ich habe darin natürlich auch einen wirtschaftlichen Vorteil gesehen. Ich werde sicher nie im Leben ein Österreicher, dennoch kann ich Österreich oder Wien lieben, daher habe ich auch nicht Picasso oder Ähnliches gekauft, sondern österreichische Kunst, angefangen von Emil Jakob Schindler oder die österreichischen Impressionisten, und später sogar die österreichische gegenwärtige Kunst. Das gilt im Übrigen auch für meine Judaica-Samm­ lung, es sind ausschließlich Objekte aus der österreichisch-ungarischen Monarchie. Jeden­ falls möchte ich betonen, dass ich österrei­ chische Kunst sammle, das ist sicher eine unbe-

wusste, keine vorgegaukelte Liebe. Es ist eine Liebe zu Österreich oder zu den Österreichern.

*NU: Viele Leute gehen ins Museum, doch kaum jemand beginnt dann zu sammeln wie du.*

*Eisenberger:* Eigentlich aus Langeweile bin ich einmal mit Vera ins MOMA in New York mitgegangen. Sie hat mir bei den verschiedensten Bildern Details erklärt und ich habe realisiert, wie begeistert sie war. Ich sagte ihr, du hast doch Geld, wieso kaufst du sie nicht? Und sie sagte, „das ist doch ein Museum!“ . „Macht nichts“ , antwortete ich. „Auch wenn es teuer ist, kauf es doch.“ Da hat sie mir erklärt, dass man in einem Museum nichts kaufen kann. Ich bin dort gestanden, wie ein kleiner begossener Pudel. Also, ich war schon über 50 und wusste nicht, was ein Museum ist. Ich habe sie gefragt, wo man dann Bilder kauft, wenn nicht im Museum? Da hat sie mir erklärt, in Galerien. Da hab ich erst einmal Bilder so um etwa 200 bis 300 Dollar gekauft. Mit der Zeit habe ich mir Geschmack erworben. Vera hat gesagt, jetzt bist du auf dem richtigen Weg. In Wirklichkeit lernt man alles im Leben. So wie ich gelernt habe, Lebensmittel zu verkaufen, hab ich Geschmack und Kunstverstand auch erlernt.

*NU: In deiner Sammlung gibt es Bruchlinien zwischen der Kunst des Fin de Siècle und zeitgenössischen Arbeiten. Wie bist du auf die Zeitgenossen gekommen, haben dich bestimmte Arbeiten angesprochen oder hast du an die Wertanlage gedacht?*

*Eisenberger:* So wie Vera mich zur Kunst überhaupt gebracht hat, hat meine Tochter mich zur modernen Kunst gebracht. Ich habe sofort an den Wert gedacht. Bei der Auswahl war mir wichtig, auf die langfristige Entwicklung zu achten. Danach habe ich dann die Auswahl getroffen. Heute kann ich sagen, ich spekuliere gut damit, und rate das auch allen meinen Freunden. Wenn du mich fragst, ob mir die moderne Kunst gefällt, sage ich, dass ich sie heute genießen kann. Wie ich von den alten Meistern begeistert bin, bin ich von den Zeitgenossen begeistert, manchmal kommen mir die Impressionisten schon ein bisserl verstaubt vor. Ich habe eine

unvorstellbare Achtung für die Jugend. Ich bin überzeugt davon, dass die Jugend es 100-mal besser macht als wir, und das wirkt sich auch in der Kunst aus. Das Spontane, das Wechselhafte.

*NU: Die österreichische Kunstgeschichte würde anders aussehen, hätte es im Lauf der Jahrhunderte nicht unzählige Kunstsammler und Mäzene gegeben, die die Entwicklung entscheidend mitgeprägt haben. Woher kam diese Affinität zur Kunst? War Kunstsammeln „jüdisch“?*

*Eisenberger:* Ich möchte sagen, das ist schon eine individuelle Sache. Generell kann man vielleicht sagen, dass das jüdische Volk viel aufgeklärter ist, vielleicht mit einer Gabe, in die Zukunft zu blicken, auch in der Forschung. So kam es, dass Juden Kunst gekauft haben, die in ihrer Zeit verpönt war, Klimt, Schiele, Nolde etc.

Und das sind heute alles Meisterwerke für die ganze Welt. Es hat vielleicht gar nicht so sehr mit Intelligenz zu tun, sondern mit einem Gefühl für die Zukunft oder dafür, ob etwas Zukunft hat. Schiele war wie viele andere in seiner Zeit verpönt, heute kann man ihn sich aus der österreichischen Kunst nicht mehr wegdenken. So wird das zum Beispiel bei Nitsch auch sein. Bei den Judaica war es so, dass große Künstler Aufträge dafür bekommen haben. Ein Einband für ein Gebetbuch oder etwa Leuchter, heute ist das eine Rarität. Für Broncia Kollers Vater hat Kolo Moser den Grabstein auf dem jüdischen Friedhof gemacht. Es waren Auftragsarbeiten, und das hat meine größte Bewunderung. Heute ist das Bewusstsein, Jude zu sein, eine Selbstverständlichkeit. Daher vernachlässigt man vielleicht diesen Aspekt, diese Art, Kunst zu sammeln.

*NU: Eben, heute ist die Situation eine vollkommen andere, es gibt – bis auf wenige Ausnahmen – fast keine jüdischen Sammler mehr. Warum ist das so?*

*Eisenberger:* Es ist einfach zu erklären. Früher waren die Sammler schon Kinder oder Enkelkinder von Leuten, die sich etabliert hatten. Heute gibt es noch keine Kinder und Enkelkinder von

„Sammeln  
hat nicht  
mit Intelligenz zu tun,  
sondern mit  
einem Gefühl dafür,  
ob etwas  
Zukunft hat.“



Leuten, die sich etabliert haben. Heute ist noch die erste Generation nach der Shoah da. Da gab es klarerweise kaum Initiativen. Ich habe mehr Glück als Verstand gehabt, dadurch, dass ich meine Frau hatte. Sie hat mich beeinflusst, ja sogar im guten Sinn vergiftet, mit der Leidenschaft für die Kunst. Aber nicht jeder hat dieses Glück. Ich wünsche mir, dass erfolgreiche Juden, ob das Ärzte, Professoren, Anwälte oder Journalisten sind, auch dieses Glück haben. Aber leider fehlt ihnen die Motivation. Wäre ich jünger, würde ich sie gerne motivieren.

*NU: Wie empfindest du das Verhalten des „offiziellen Österreich“ in der Restitutionsdebatte? Nachdem vor 5 Jahren die ersten beiden Schiele-Bilder in New York beschlagnahmt worden sind, hat Ministerin Gehrler gesagt, sie hoffe, dass dadurch nicht das gute Verhältnis mit der jüdischen Gemeinde belastet würde, manche haben das als Drohung verstanden.*

*Eisenberger: Ich lebe jetzt schon 53 Jahre hier, war aber noch nie ein Österreicher und deshalb geht es mich nichts an. Ich liebe Österreich, ich liebe die Österreicher, aber wie ich heute die Juden nicht zum Sammeln motivieren kann, versuche ich auch nicht, die Österreicher zu motivieren, ihre Schuld einzugestehen. Sicher haben weit mehr als 80 Prozent der Österreicher sympathisiert oder aktiv an faschistischen Organisationen teilgenommen. Ich habe bisher noch von keinem gehört, dass er es bedauert hätte. Ich war 2 Jahre beim israelischen Militär und habe seitdem tausende Male beteuert, wie sehr ich*

*diese Jahre bedauere, wie wir uns benommen haben zu Palästinensern oder zu Arabern. In Österreich habe ich das nicht gehört, auch nicht von Gehrler. Ich kann heute sagen, ich mische mich hier nicht ein. Überhaupt war ich noch nie im Leben in einem Wahllokal. Nicht bei den Juden, nicht bei den Österreichern. Mich interessiert das nicht. Ich versuche zu erklären, ich gehöre nicht zu jenen, die sagen, ich bin ein österreichischer Jude. Das bin ich sicher nicht und warum soll ich mich da einmischen.*

*NU: Auch Bilder aus der Sammlung Leopold sind umstritten: Dazu gibt es auch Stimmen, die sagen, Leopold hat eine riesige Sammlung, da sollte er doch die Größe haben und Bilder an die Erben zurückgeben. Wie denkst du als Sammler darüber.*

*Eisenberger: Was hat das mit dem Sammeln zu tun? Es geht darum, ob jemand ein Mensch mit humaner Auffassung ist oder eben nur ein Sammler. Dennoch möchte ich auch in dieser Frage immer beide Seiten hören. Ich bin nicht sicher, ob er im Recht oder im Unrecht ist. Ich kann es nicht beurteilen. Dazu sind Gerichte da.*

*NU: Zu Leopold hast du ein eigenes Verhältnis, du hast ein Gespräch mit ihm abgelehnt, mit der Begründung, dass du dich nicht mit einem Antisemiten treffen willst. Was ist da geschehen?*

*Eisenberger: Diese Äußerung kam aus einer Emotion, kurz nachdem meine Frau gestorben*

war. Ob er ein Antisemit ist oder nicht, eigentlich weiß ich das gar nicht. Jedenfalls hat er mich sehr oft sehr schlecht behandelt, da hat es viele Zwischenfälle gegeben, wo er mich bei Versteigerungen nicht nur ausgebootet, sondern regelrecht übers Ohr gehaut hat. Er hat mich einmal vor einer Versteigerung angerufen und mich gefragt, was ich haben möchte, er würde dann bei diesen Dingen nicht mitbieten, um mir nicht in die Quere zu kommen. So war ich im Dorotheum, er hatte bereits alles und plötzlich sagte er, er müsse schnell seinen Wagen umparken. Als ich „meine“ Objekte ersteigern wollte, war da plötzlich ein telefonischer Mitbieter und hat alles gekauft. Am Ende bei der Kasse sagen mir die Kollegen: „Na, der Leopold hat dich ganz schön erwischt.“ Er war nämlich der telefonische Mitbieter. Solche Vorfälle gab es viele. Ich will mit ihm nichts zu tun haben. Trotzdem tut es mir Leid, dass ich ihn einen Antisemiten genannt habe. Eigentlich weiß ich gar nicht, was das Wort bedeutet.

*NU: Das glaube ich nicht.*

*Eisenberger:* Ehrenwort. Ich kann dir sagen, es gibt Menschen, die lieben Juden und andere die lieben Juden eben nicht, und ich hab in Wien oder in Österreich noch nie einen Nichtjuden getroffen, der die Juden liebt. Keinen einzigen, aber was hat das mit Antisemitismus zu tun?

*NU: Wie nennst du das?*

*Eisenberger:* Er liebt Juden nicht. Wenn ich Türken nicht liebe, bin ich deshalb ein Antitürke? Ein Österreicher hat nicht einmal die Ideologie.

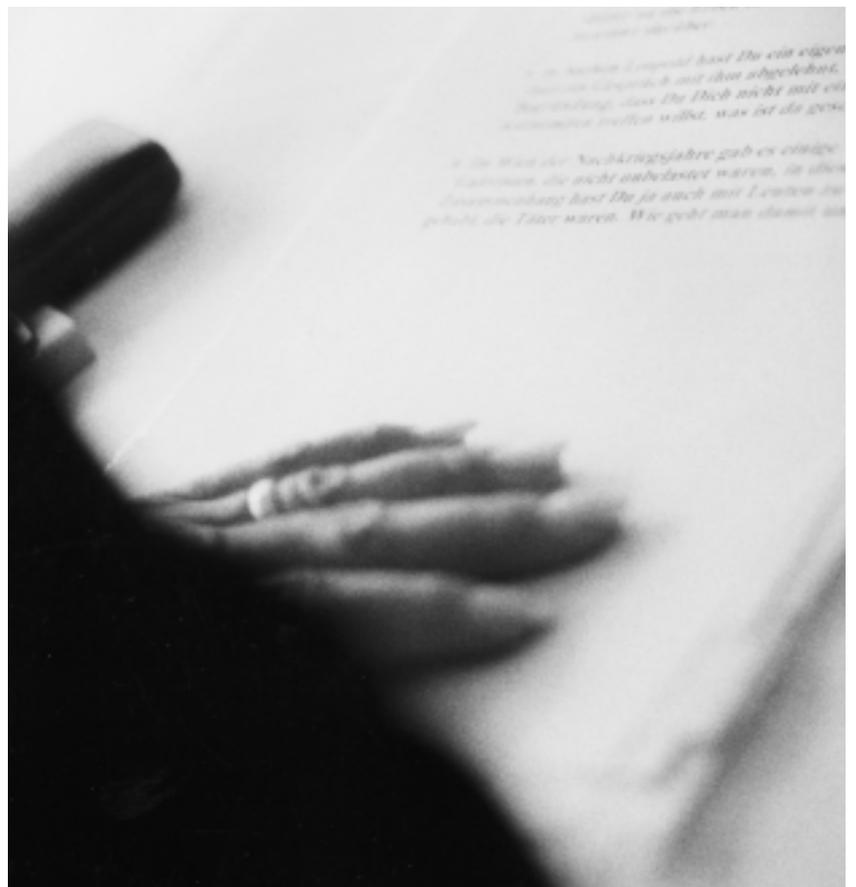
*NU: Im Wien der Nachkriegsjahre gab es einige Galeristen, die nicht unbelastet waren, in diesem Zusammenhang hast du ja auch mit Leuten zu tun gehabt, die Täter waren. Wie geht man damit um?*

*Eisenberger:* Dazu muss ich Folgendes erzählen: Ich war 3 Jahre lang mit einem gewissen Göth befreundet, er hatte ein Kaffeehaus und war sogar am Café Landtmann beteiligt. Eines Abends, da hatte Göth getrunken, sagte er: „Ich war Obersturmbannführer und bin von den Amerikanern zum Tode verurteilt worden. Österreich hat mich amnestiert.“ Ich war geschockt, bin aufgestanden und gegangen. Und muss sagen, dass ich 3 Jahre nicht eine Sekunde gemerkt hatte, welche Vergangenheit

der Mann hat. Später habe ich dann „Schindlers Liste“ gesehen. Da gab es den Amon Göth, der war sein Cousin.

Ich begreife nicht, dass keiner Bedauern ausspricht. Bedauern gibt es hier nicht.

Ich hatte einmal ein Gespräch mit Hans Dichand. Und habe ihm gesagt, dass die Kronen Zeitung antisemitisch sei. Er war außer sich, wie könnte ich so etwas behaupten. Ich sagte, stellen Sie sich vor, Schlomo Kohn vergewaltigt ein katholisches Mädchen. Und Sie schreiben morgen in der Zeitung: „Schlomo Kohn, der Jude, vergewaltigt.“ Darunter leide ich. Warum soll ich wegen Schlomo Kohn leiden? „Warum schreiben Sie nicht nur ‚Schlomo Kohn‘, sondern ‚Schlomo Kohn, der Jude‘. Dichand antwortete: „Was hat das mit der Kronen Zeitung zu tun?“ Daraufhin sagte ich: Vorige Woche schrieb die Kronen Zeitung, dass ein Professor aus Boston den Papst verurteilt habe, weil er Waldheim empfangen hat. Und Sie haben geschrieben, die Juden greifen jetzt auch den Papst an. Warum müssen Sie schreiben „die Juden“? Warum nicht „Professor so und so“. Darauf sagte Dichand: „Ich weiß wie ich eine Zeitung mache.“ Und ich sagte: „Sie verkaufen mich für 5 Schilling.“ Ich bin aufgestanden und gegangen. Dichand ist mir nachgegangen und hat gerufen: „Wenn mich jemand einen Antisemiten nennt, verklage ich ihn. Aber Sie sollen wissen, wer sich in Öster-





reich verfolgt fühlt als Jude, dem steht meine Zeitung zur Verfügung.“ Soll ich sagen, er ist Antisemit? Er weiß, wie er eine Zeitung verkauft. Er hat Recht. Verstehst du? Dafür bin ich ein Außenseiter, dafür misch ich mich nicht ein. Ich will weder über Dichand noch über Leopold urteilen, ich kann nur sagen, von Bedauern hört man nichts.

*NU: War das auch bei Göth so?*

*Eisenberger:* Schlimmer noch. Als er gestorben war, hat mir sein Sohn gesagt, dass der Vater bis zum Tod mit seinen SS-Kameraden in enger Verbindung stand. Und er hat auch ihm auf seine vielen Fragen nie eine Antwort gegeben.

*NU: Unglaublich, dass du in drei Jahren nichts von seiner Vergangenheit bemerkt hast.*

*Eisenberger:* Es ist nicht unglaublich. Es ist unglaublich, dass so viele gut gesinnte Menschen es nicht zusammenbringen zu sagen, ich bedaure. Das liegt vielleicht an der Kleinbürgerlichkeit. Ich sag dir eines, in Israel werde ich immer wieder gefragt, wie ich in Österreich leben kann. Ich antworte darauf, jetzt lebe ich 53 Jahre dort und habe noch nie einen Österreicher getroffen, der Juden hasst, er liebt sie nicht, aber er liebt zum Beispiel auch die Türken nicht. Der Österreicher kann nicht hassen, er ist ein zufriedener Kleinbürger. Ich habe 40 Jahre Greißlerei gemacht und nie hat jemand gesagt, bei dem Juden kaufe ich nicht ein oder dem verkaufe ich nichts. Für meine Analyse der Österreicher brauchst du mir nicht zu zahlen. In meinem Alter ist es keine Kunst so zu sein wie ich bin. Ich mische mich nicht ein, aber ich bewundere alle, die es tun. ■

## info

### **Jenö Eisenberger**

*Geboren wurde Jenö Eisenberger 1922 in Ungarn. Der Shoah auf abenteuerliche Weise entkommen, kämpfte er ab 1947 in Israels Unabhängigkeitskrieg.*

*1949 verschlug es ihn nach Wien, wo er als Gemischtwarenhändler am Wiener Naschmarkt seine kaufmännische Laufbahn begann. Später eröffnete er mit „Löwa“ die erste österreichische Supermarktkette. In den 70er Jahren erwachte sein Interesse für die Kunst und damit seine Leidenschaft zu sammeln. Im Laufe der Jahre kamen zahllose Objekte zusammen. Gemälde, Keramik, Glas, Silber, Möbel, Skulpturen, Bücher. An Epochen sind vertreten: Biedermeier, Historismus, Jugendstil, Wiener Werkstätte, Wiener phantastischer Realismus bis zum Wiener Aktionismus. Derzeit ist seine Sammlung in der Hermesvilla in Wien zu sehen.*

# Nazifizierung des Arbeitsmarkts

| Ein Teilbericht der Historikerkommission zeigt, wie tausende jüdische Österreicher nach dem NS-Anschluss aus ihren Jobs gedrängt wurden. Dies und der Entzug der einst hart erarbeiteten Berufsberechtigungen wurden großteils nie entschädigt. |

Von Rainer Nowak



Fotos: © Österreichische Gesellschaft für Zeitgeschichte

Medizinische Fakultät der Universität Wien 1938

Über Nacht verloren sie ihre Jobs, plötzlich erhielten sie kein Gehalt mehr. Nicht etwa weil die Situation des Unternehmens es verlangte. Sie verloren ihren Arbeitsplatz wegen ihrer Religion, ihrer Rassenzugehörigkeit oder ihrer politischen Meinung. In den Wochen und Monaten nach dem so genannten Anschluss Österreichs an NS-Deutschland passierte genau dies. Tausende Juden und – weniger zahlreich – politisch Verfolgte verloren ihre Jobs, ihre Büros, ihre Geschäfte. Plötzlich waren auch hart erarbeitete und teils teuer bezahlte Berufsberechtigungen wertlos geworden – die Nazis „arisierten“ auch den Arbeitsmarkt mit Brutalität und Konsequenz. Diesen bisher in der Aufarbeitung der NS-Zeit weitgehend unbeachteten Aspekt hat die Österreichische Historikerkommission aufgegriffen – und einen Einzelbericht vorgelegt, der dieses Kapitel der NS-Verfolgung erstmals umfassend beleuchtet.

Dass die Nazis den Arbeitsmarkt „einbräunten“, wirkt auf den ersten Blick wenig erstaunlich – ist die Ausschaltung bestehender Eliten und das Einsetzen von eigenen Gefolgsleuten doch die erste Pflichtübung in einer Diktatur. Doch das Berufsleben war für die Nazis weit mehr als nur ein Feld für die Verfolgung Andersdenkender: „Der Arbeits- und Berufsmarkt war durch die drastischen, rapiden und umfassenden Neuord-

nungen tatsächlich in sehr kurzer Zeit nach dem Grundprinzip der Volksgemeinschaft organisiert worden: Er stellt sich als Raum völkischer Berufarbeit unter dem Monopol des völkischen Schaffens sowie von Blut und Ehre dar“ (Bericht). Adolf Hitler argumentierte dies auch in der ihm eigenen abstrusen Rassen-Logik: Nur Arier könnten wirklich zupacken, seien wirklich verlässlich.

Doch in Wirklichkeit ging es in den ersten Monaten nach dem „Anschluss“ vielen vor allem um eins: um die eigene Karriere. Tausende Juden verloren ihre Jobs, tausende Nicht-Juden rückten nach. Bereits am 15. März mussten Österreichs Beamte ihren Eid auf Hitler ablegen: „Ich schwöre: Ich werde dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, treu und gehorsam sein, die Gesetze achten und meine Amtspflichten gewissenhaft erfüllen, so wahr mir Gott helfe.“ Und ein paar Wochen mussten dann alle Rechtsanwälte und Notare schwören: „Ich werde dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, die Treue halten und die Pflichten eines deutschen Rechtsanwaltes (beziehungsweise Notars) gewissenhaft erfüllen, so wahr mir Gott helfe.“ Das neue Recht kam vom „Führer“ selbst.

Am 31. Mai wurde bereits eine Verordnung verabschiedet, wonach jüdische Beamte großteils

sofort in den Ruhestand geschickt werden und Berufsanfänger ausscheiden müssten. Dass bei Beamten, Rechtsanwälten und Freiberuflern die Arisierung zügig angegangen wurde, beweist eine interne Nachricht vom August 1938 aus dem Innenministerium: „Bei den Beamten und den freien Berufen – mit Ausnahme der Ziviltechniker – ist die Durchführung der Bestimmungen der Rassengesetzgebung wenn nicht vollendet, so doch im Lauf.“

Zahlenmäßig am härtesten traf es Angestellte (und natürlich Unternehmer) im Handel: Von rund 48.000 Erwerbstätigen in der Branche (1938) hatten 1939 nur noch ein paar hundert ihren Arbeitsplatz.

Der Bericht zeigt vor allem, wie eilig es die neuen Machthaber hatten. Keine sieben Tage nachdem die NS-Truppen in Wien einmarschiert waren, entließ der Wiener Stadtschulrat via Verordnung jüdische Lehrer. Bereits am 22. März wurde der erste Entwurf für ein Berufsverbot für jüdische Beamte ausformuliert. Kurz danach tauchten in den Kammern und Standesgremien kommissarische NS-Leiter auf, ließen sich genaue Listen der jüdischen Mitglieder erstellen. Bereits am 11. April wurden an der Universität Wien 252 Lehrende hinausgeworfen. In den Monaten danach begannen die organisierten Arisierungen, bereits im Mai wurden etwa jüdische Apotheken von den neuen Herren geraubt, die Apotheker erhielten nichts für ihre Apotheken-Konzessionen.

Schon im Juni begannen die Nazis auch eine andere, bis heute nie erfasste Schädigung von jüdischen Bürgern: Die Bestimmungen über die Musikaufführungsrechte wurden radikal geändert, sodass jüdische Komponisten leer ausgingen. Ebenfalls noch im Juni gibt der Bund Österreichischer Industrieller an alle so genannten Betriebsführer „Richtlinien für den Abbau des nichtarischen Personals in der Privatwirtschaft“ heraus.

Sehr viele Unternehmer kommen der Empfehlung nach und entlassen bereits mit Stichtag 30. Juni jüdische Mitarbeiter oder „jüdisch versippte Arbeitnehmer“, wie es im NS-Jargon hieß. Mit 1. Juli verlieren bereits alle jüdische Ärzte ihre Kassenzulassung. Im September werden die Approbationen jüdischer Ärzte kurzerhand gelöscht. Erlaubt wird einigen Ärzten die Behandlung jüdischer Patienten – allerdings nur unter der Bezeichnung „Krankenbehandler“. Ähnliches widerfährt wenig später jüdischen Anwälten, sie alle (vorerst mit Ausnahme von Frontkämpfern und lange Ansässigen) verlieren ihre Berufserlaubnis.

Für jüdische Klienten dürfen einige vorerst weiterarbeiten, als so genannte jüdische Konsulanten. Im Jänner verfallen dann die – wertvollen – Konzessionen und die Berufserlaubnis von jüdischen Veterinärmedizinern, Zahnärzten und Apothekern. In sehr vielen Fällen erhielten die Betroffenen und ihre Familien dafür keine Entschädigung.

Bei den Anwälten in Wien hatte es vor der Volks-



Ärztetafel 1938: Ab September dürfen jüdische Ärzte als „Krankenbehandler“ nur mehr jüdische Patienten behandeln.

abstimmung über den bereits vollzogenen Anschluss zuvor noch ein etwas vorsichtigeres Vorgehen von oben gegeben. Da von 2.527 Rechtsanwälten in Wien, Niederösterreich und im Burgenland rund 1.280 Juden oder „Mischlinge“ (NS-Jargon) waren, hätte ein völliges Berufsverbot bedeutet, dass in Wien nur 650 als arisch eingestufte Anwälte verblieben wären.

Dies kann der Grund sein, dass in dieser Zeit jüdische Veteranen des Ersten Weltkriegs und altansässige jüdische Anwälte vom Berufsverbot vorerst ausgenommen wurden, der Neuzuzug von arischen Anwälten aus Restösterreich musste erst organisiert werden. Im Juni waren

dann nur noch 29 jüdische Anwälte in Wien tätig. Und so mancher Anwalt aus der Provinz hatte einen lukrativen neuen Job.

Bei der Präsentation des Berichts der Historikerkommission wies Präsident Clemens Jabloner ausdrücklich auf die bis heute nicht entschädigten geraubten Konzessionen von Apothekern und Notaren hin. Dass es für die Unterbrechung, oft auch Beendigung von Karrieren und den plötzlichen Gehaltsverlust nie eine umfassende Entschädigungslösung gab, sagte er zwar nicht ausdrücklich, dies wird bei der Lektüre des Berichts über die Arisierung der Arbeitswelt nur allzu deutlich bewusst. ■

info

## Schlussbericht der Historikerkommission

*Auf 14.000 Seiten hat die von der Bundesregierung 1998 eingesetzte Historikerkommission in 53 Projekten den Themenkomplex Arisierungen und Restitution erforscht. Die Arbeit hat 6,5 Millionen Euro gekostet. Grund für das aus öffentlichen Mitteln finanzierte Projekt waren Sammelklagen von NS-Opfern, die in den USA von Anwälten eingebracht worden waren. Der Vorsitzende der Historikerkommission, Verwaltungsgerichtshof-Präsident Clemens Jabloner, sagte bei der Präsentation, dass der Bericht keine Gegenüberstellung von Arisierungen und Restitution darstellen kann. Zwar habe die Republik Österreich NS-Opfer „oft nur halbherzig und teilweise recht zögerlich“ nach 1945 entschädigt, allerdings „ist auch der Vorwurf unzutreffend, dass die Republik Österreich nichts unternommen habe, um Vermögenswerte zu restituieren oder Leiden zu mildern“, so der Abschlussbericht.*

*Den Grund für das halbherzige Vorgehen Österreichs sieht Jabloner im Missbrauch der „Opfertheorie“ in der Zweiten Republik, wonach Österreich 1938 als erstes Opfer überfallen worden sei: Das „Leugnen jeglicher Mitverantwortung“ habe dazu geführt, dass die zur Entschädigung notwendige „freimütige Großzügigkeit“ gefehlt habe.*

*Auch Roma und Sinti sowie die Angehörigen von Euthanasie-Opfern, denen ihr persönliches Eigentum gestohlen wurde, erhielten keine Entschädigung. Im Schlussbericht heißt es über die Euthanasie-Opfer: „Die Angehörigen wurden gedrängt, auf angeblich beschädigten und/oder wertlosen Nachlass zu verzichten.“*

*Die Historikerin Angelika Shoshana Jensen hat die Arisierung jüdischer Vereine und Organisationen bearbeitet. Ihre These: „Die jüdischen Opfer haben ihre Vertreibung und Vernichtung selbst finanzieren müssen.“ Das gesamte, den Juden Österreichs geraubte Vermögen zu beziffern, ist mehr als schwierig, da die Zahl der Opfer mit einer Schwankungsbreite zwischen 201.000 und 214.000 angegeben wird. Zusätzlich zu den Beraubungen mussten sie Steuern und Sonderabgaben wie die „Reichsfluchtsteuer“ zahlen. Rund 600 jüdische Vereine wurden bis 1945 aufgelöst. Bei 200 hat der „Stillhaltekommissar“, die von Nazis zur Kontrolle und Abwicklung des Vereinswesens eingerichtete Dienststelle, das Vermögen eingezogen. Das Vermögen von rund 270 Vereinen und Organisationen wurde der Israelitischen Kulturgemeinde (IKG) übertragen, diese musste damit die verbliebene jüdische Bevölkerung versorgen und die Auswanderung finanzieren. Keine klare Antwort geben die Historiker auf die Frage, wie hoch der Wert von nicht entschädigtem jüdischem Gemeindevermögen ist. Man könnte etwa den Wert von zerstörten oder geraubten Thora-Rollen in den Synagogen nicht beziffern. Ein Problem stellten auch die Antragsfristen auf Rückgabe nach den Rückstellungsgesetzen dar. Diese wurden zwar mehrmals verlängert, allerdings war die Vorgangsweise für die Betroffenen mehr als unübersichtlich. Eine Entschädigung für entzogene Mietrechte gab es erst im Zuge des Washingtoner Abkommens 2001 mit einem Pauschalbetrag, der über den Nationalfonds abgewickelt wird.*

# „Was hätte Freud gewollt?“

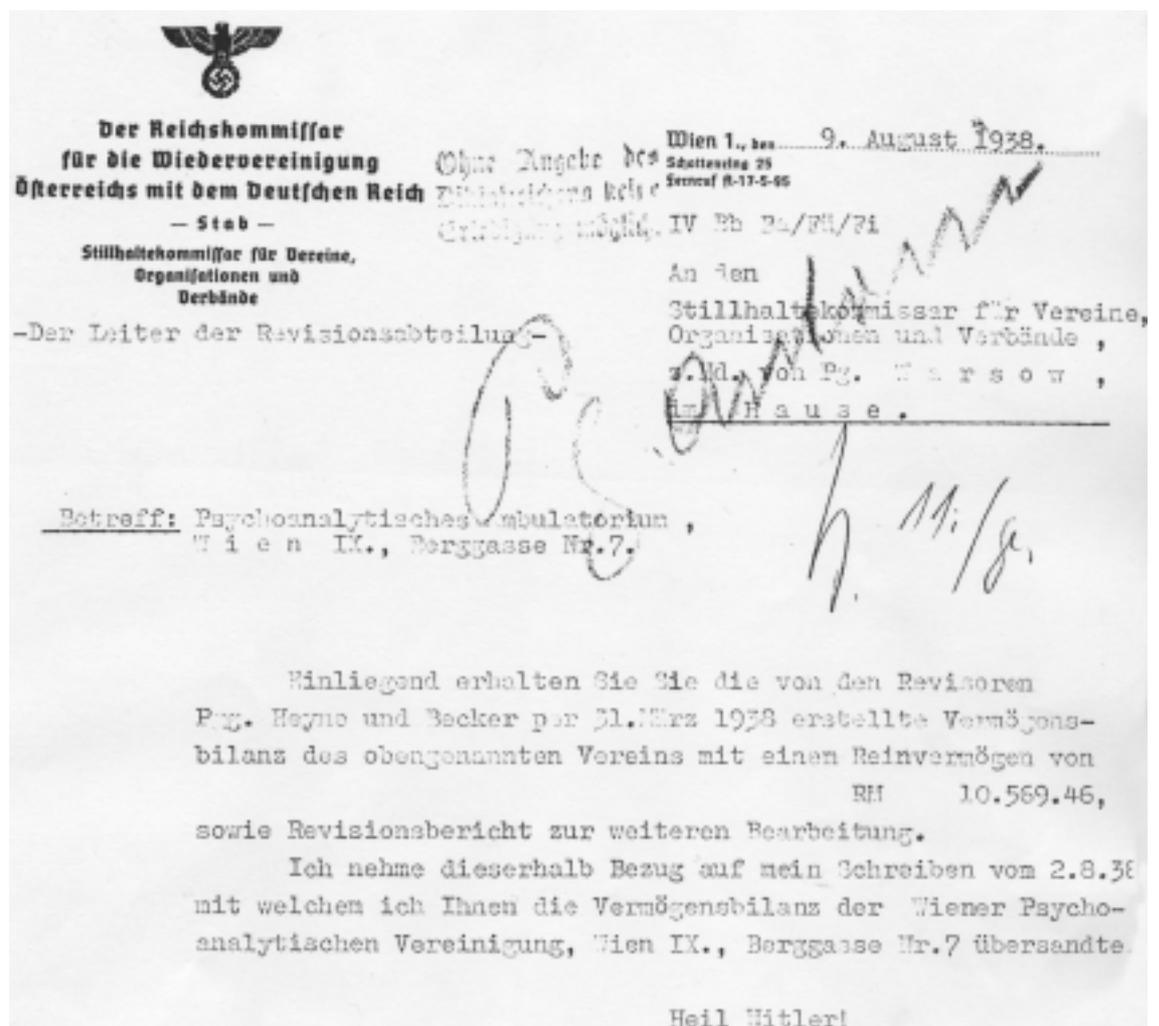
| Es wurde heftig und ganz und gar nicht analytisch debattiert, dann stand fest: Die Wiener Psychoanalytische Vereinigung, Nachfolgeinstitution der von Sigmund Freud gegründeten Gruppierung gleichen Namens, wird keinen Antrag auf Restitution stellen. Trotz dieses Beschlusses gärt die Diskussion weiter. Bewältigt scheint das Thema noch lange nicht. |

Von Barbara Tóth

**D**ie Akten sprechen eine erschreckend präzise Sprache. „Inventar laut Anlage: ein Sitzungssaal, eingerichtet mit Tischen und Sesseln. 1 Bibliothek mit ca. 1.500 Bänden, die in der Gesamtheit vom S. D. Hauptamt, Berlin, beschlagnahmt und nach Berlin abtransportiert wurden.“ Akribisch listete der Arisierungskommissar in seinem Bericht für die NSDAP-Bezirksleitung Alsergrund auch die Vermögenswerte der „Wiener Psychoanalytischen Vereinigung“ auf. Mit Eingangsdatum 27. Juli 1938 heißt es da etwa: „Fünf Tische: 75 Reichsmark. 40 Stühle: 400 Reichsmark. Acht

Beleuchtungskörper: 32 Reichsmark.“ Eingerechnet des auf Konten und Sparbüchern gefundenen Vermögens werden im August des gleichen Jahres schlussendlich 15.360,68 Reichsmark an den Stillhaltekommissar überwiesen – umgerechnet etwa 850.000 Schilling (62.000 Euro).

Sigmund Freud, Gründer der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung, zu der auch ein Ambulatorium und ein Verlag gehörten, ist zu diesem Zeitpunkt längst im Londoner Exil angelangt. Sein Lebenswerk in Wien – un-



In einem Gutachten von 9. August 1938 beziffert der „Gaurevisor“ den reinen Vermögenswert der Psychoanalytischen Vereinigung auf 10.569,46 Reichsmark. Schlussendlich werden 15.360,68 Reichsmark an den Stillhaltekommissar überwiesen.

wiederbringlich zerstört. Die Verlagsräumlichkeiten mit Sitz in der Berggasse 7 – von den Nazis konfisziert und an das Orientalistik-Institut der Universität Wien vermietet, später zerbombt. Freuds berühmte Bibliothek im Wert von 60.000 Reichsmark (230.000 Euro) – geraubt und bis heute teilweise verschollen.

Knapp 65 Jahre später standen Freuds professionelle Nachfahren, die Mitglieder der 1946 wieder eröffneten Wiener Psychoanalytischen Vereinigung (kurz WPV), vor einer äußerst schwierigen Entscheidung. Soll die WPV, die rechtliche Nachfolgerin der 1938 ausgelöschten Wiener Psychoanalytikergruppe, Antrag auf Restitution stellen? Soll die Wiener Psychoanalytikergemeinschaft von heute als juristische Person um Entschädigung für 1938 erfahrenes Unrecht ansuchen?

Die Diskussion war heftig, emotionsgeladen und polarisierend – und ganz und gar nicht analytisch, wie Vorstandsmitglied und Vereinskassier Gertraud Diem-Wille selbstkritisch eingesteht. „Es wurde so emotionalisiert argumentiert, dass man kaum mehr denken konnte.“

Wie etwa können die heutigen Mitglieder Entschädigung für Unrecht verlangen, das den Mitgliedern von einst zugefügt wurde, argumentierten die Gegner. Schließlich wären die Gemeinsamkeiten gering, im Gegenteil: Hier würden die Kinder der Ariseure zurückverlangen, was deren eigene Eltern geraubt hatten. „Das ist noch einmal Blutgeld“, lautete eines der Hauptargumente. Auch wurde beklagt, dass es alles andere als passend sei, jetzt, wo es um Geld geht, aufzuzeigen. Schließlich habe die WPV bislang nur wenig für ehemalige Mitglieder gemacht. Eine gründliche Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte habe auch nicht stattgefunden. Besondere Zweifel rief aber die Modalität des Verfahrens hervor. Der Topf für Ansprüche privater und juristischer Personen ist der gleiche. Anträge von Vereinen wie jenen der WPV konkurrieren somit mit Ansprüchen von noch lebenden Opfern des Naziterrors – die Sorge, dass ein Antrag der WPV anderen Opfern Geld „wegnimmt“, war groß.

Die Argumente der Befürworter lauteten hingegen: Auch wenn unter den Mitgliedern Kinder von Tätern sitzen, so besteht dennoch kein Zweifel, dass die WPV juristisch anspruchsberechtigt ist. Es gehe schließlich um



Die Psychoanalytische Vereinigung mit ihrem „Obmann Prof. Dr. Freud“ bestätigt am 3. September 1938 die Überweisung des Geldes an den Stillhaltekommissar.

die Restitution des Vereinsvermögens und nicht um Hab und Gut einzelner damaliger Mitglieder. Das Geld solle dann auch zweckgebunden verwendet werden. „Wir hätten etwa den österreichisch-israelischen Dialog fördern können“, meint Diem-Wille. Auch die Themen Nazivergangenheit und Antisemitismus innerhalb der psychoanalytischen Bewegung wären Sujets, die mit diesem Geld weiter erforscht werden könnten. Auch der Vorschlag (vorgebracht etwa von Martin Engelberg), sich doch in jedem Fall um Restitution zu bewerben und erst dann zu entscheiden, was mit den Zahlungen geschehen soll, blieb ohne Mehrheit. An Ideen für Zweckwidmungen mangelte es nicht: Man könne es an noch lebende Opfer weitergeben, die aufgrund von vernichteten Dokumenten abgelehnt wurden, eine Stiftung gründen oder ESRA spenden. „Was hätte Freud gewollt“, versuchte das WPV-Ehrenmitglied Ernst Federn der festgefahrenen Debatte einen neuen Impuls zu geben – erfolglos. Schlussendlich einigte sich die Generalver- ▶

sammlung Ende Jänner diesen Jahres darauf, den Antrag auf Restitution nicht zu stellen. Der Entschluss wurde zwar mit Zweidrittelmehrheit gefällt, ein großes Fragezeichen bleibt aber. Die Stimmung innerhalb der WPV scheint seitdem angespannt. Befürworter wie Gegner sprechen nur mit großer Vorsicht über dieses Thema – oder gar nicht. „Kein Kommentar“, meint etwa WPV-Mitglied Marianne Springer-Kremser, „das ist Angelegenheit des Vorstands.“

„Schade“ findet die Entscheidung Gertraud Diem-Wille. Auch, weil ein Antrag einen weiteren Beitrag zur historischen Aufarbeitung der Geschehnisse rund um 1938 hätte liefern können. Vieles, was damals rund um die Arierung der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung geschah, liegt noch im Dunkeln. So scheint die Nationalbibliothek einen Teil der Freudschen Bibliothek übernommen zu haben. Welche womöglich wertvollen Werke in den Speichern unter dem Heldenplatz

lagern, ist nicht ganz klar. Einige von Freuds Büchern, so ergaben Nachforschungen, sind aber in den normalen Bestand der Bibliothek übergegangen. Auch der Verbleib eines Verhörprotokolls, das die Gestapo am 21. März 1938 mit Anna Freud, der Tochter des Analytikers, angefertigt hat, ist unbekannt. Schon vor Jahren bemühte sich der Präsident der Sigmund Freud Gesellschaft, Harald Leupold-Löwenthal, um diese Akte. Der damalige SP-Innenminister Karl Blecha (Amtszeit 1983– 1989) gab sich zuerst hilfsbereit. Ein Sektionschef des Innenministeriums meinte aber dann, da die damals beteiligten Gestapo-Beamten noch lebten, könne er das Protokoll leider nicht freigeben. Mittlerweile wird nach dem Akt im Ministerium gesucht. ■

*Hinweis: Am 3. und 4. Oktober 2003 findet eine Tagung zum Thema „Zerstörung der Psychoanalyse 1938“ im kleinen Festsaal der Universität Wien statt. Näheres im nächsten NU.*

<p><b>Der Reichskommissar für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich</b></p> <p><b>Stab</b></p> <p><b>Stilhaltekommissar für Vereine, Organisationen und Verbände</b></p>	<table border="1" style="width: 100%; border-collapse: collapse;"> <tr><td>Zuständig:</td><td>IV AD</td></tr> <tr><td>Nr. Nummer:</td><td>9A W/ 24 11</td></tr> <tr><td>Stell. vom 2. 1938</td><td>17. 1. 1938</td></tr> <tr><td>Zust. u.</td><td></td></tr> <tr><td>Stellen</td><td></td></tr> <tr><td>Regiter</td><td></td></tr> </table>	Zuständig:	IV AD	Nr. Nummer:	9A W/ 24 11	Stell. vom 2. 1938	17. 1. 1938	Zust. u.		Stellen		Regiter	
Zuständig:	IV AD												
Nr. Nummer:	9A W/ 24 11												
Stell. vom 2. 1938	17. 1. 1938												
Zust. u.													
Stellen													
Regiter													

An/Hl.

## Schlußbericht.

Genaue Bezeichnung und Anschrift des Vereines, Spitzenverbandes oder der Dachorganisation:

Dr. Psychoanalytische Vereinigung,  
Psychoanalytisches Ambulatorium,  
Wien, IX., Berggasse 7.

Name und Anschrift des Leiters: Dr. Jakob Kaufmann,  
Wien, I., Weihburggasse 10-12.

Bauftrag durch: Stilhaltekomm. Hoffmann am: 28. III. 1938

~~Die dem vorstehenden Spitzenverband bzw. der Dachorganisation angeschlossenen Vereine, Organisationen und Verbände sind in der Anlage aufgeführt\*).~~

Die Prüfung der Gesamtbilanz erfolgte durch: die Revisoren: Pg. Heyne u. Becker.

(Genaue Aufschrift und Dienstbezeichnung.)

1. ~~Der Verein bzw. der Spitzenverband bzw. die Dachorganisation mit den angeschlossenen Vereinen, Organisationen und Verbänden wird aufgelöst\*).~~

Das Vermögen wird unter Ausschluß der Liquidation eingezogen /-eingewiesen-in-2):

Im Schlussbericht bestätigt der Stilhaltekommissar die Auflösung der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung.



Inge Scholz-Strasser, Leiterin des Museums, führt mich durch die Ausstellung. Sie würde mir zu jedem Thema auch einen Gesprächspartner vermitteln können, sei es ein Wissenschaftler oder ein Nachfahre einer Familie aus dem Haus. Lange diskutieren wir über die Frage, warum so viele Aspekte der Geschichte erst in den letzten Jahren in die öffentliche Diskussion kamen, warum so vieles erst jetzt besprechbar ist.

Die Psychoanalytiker haben dafür den Begriff „Verschwörung des Schweigens“ geprägt. Die überlebenden Juden hatten ihre Wurzeln, ihre Familie, ihre frühere Identität verloren. Sie mussten, um physisch, aber vor allem psychisch

weiter existieren zu können, neue Wurzeln schlagen, Familien gründen, vergessen – nein verdrängen. Und darüber hinaus war da auch niemand, der ihre Geschichte hätte hören wollen.

Erst als sie alt waren, konnten sie die Verdrängungsleistung nicht mehr erbringen. Und die Affäre Waldheim mit dem an die Oberfläche drängenden Antisemitismus, zerstörte die Hoffnung, durch Assimilierung und Zurückhaltung Frieden zu bekommen.

Eva R., die ich schließlich auf Empfehlung von Scholz-Strasser treffe, spiegelt in ihrer Geschichte einiges von Verdrängung und Versuchen der

info

## Kapitel einer Ausstellung

### Der thematische Weg durch das Haus Berggasse 19

**Sammelwohnungen:** Im Mai 1939 wurde der Kündigungsschutz für Juden aufgehoben. In der Folge mussten jüdische Wohnungsbesitzer aus ihren Wohnungen Vertriebene bei sich aufnehmen. Das Haus Berggasse 19 wurde bald eines der am dichtesten belegten Gebäude der Straße. Auch Sigmund Freuds Privatwohnung mit der Türnummer 5 wurde nach seiner Vertreibung zu einer solchen Sammelwohnung.

**Raub und Diebstahl:** In Wien begannen die Raubzüge auf jüdisches Vermögen bereits unmittelbar nach dem Einmarsch der Hitler-Truppen. Wohnungen wurden geplündert, alles, was nicht niet- und nagelfest war, abgeschleppt. Ab Anfang 1939 wurde dann Juden jegliche unternehmerische Tätigkeit gesetzlich verboten, was als formale Legitimation für die Liquidierung oder „Arisierung“ ihrer Betriebe diente. Am Beispiel der Familie Hand, die zwangsweise in die Räume von Freuds ehemaliger Praxis eingewiesen wurde, zeigt das Museum, wie die schrittweise Enteignung der Juden erfolgte. Nach dem Diebeszug der Wiener Bevölkerung, dem Verlust des Mietrechts, der erzwungenen Unterbringung in Sammelwohnungen und der Enteignung der Betriebe, verloren die Menschen bei ihrer Deportation dann die letzten Reste von Schmuck oder Hausrat.

**Deportation:** Von 1939 bis 1942 wurden jüdische Menschen aus Wien in Konzentrationslager „umgesiedelt“. Fast alle der 79 zwangsweise in der Berggasse 19 einquartierten Menschen wurden in die Lager Theresienstadt, Maly Trostinec und Izbica deportiert. Als unfreiwillige Helfer bei der „Umsiedlung“ mussten Beamte

von jüdischen Verwaltungseinheiten, die vordergründig als Hilfe für die Juden bei der Emigration gegründet worden waren, herhalten.

**Emigration:** Am Beispiel der Familie Hauser aus der Wohnung Nummer 8 zeigt die Ausstellung das Schicksal der Emigranten. Wer rasch reagierte, Glück hatte und bereit war, alles liegen und stehen zu lassen, konnte 1938 noch flüchten. Remigration: Vor der Okkupation Österreichs zählte die jüdische Gemeinde 170.000 Juden, nach 1945 waren es nur 4.000 Menschen, die überleben hatten können. Nur ein einziger ehemaliger Bewohner des Hauses Berggasse 19, Emil Humburger, wagte den Schritt zurück in die Heimat. Er kam zwei Jahre nach dem Krieg als 77-Jähriger aus dem politisch unsicheren Palästina nach Wien, wo er zwei Jahre später verstarb.

**Rückkehr aus dem Lager:** Von den in die Wohnung Nummer 14 eingewiesenen Juden kehrten 1945 drei aus den Konzentrationslagern zurück. Am Beispiel von Emil Ehrenstein wird gezeigt, mit welchen Hürden sich die Verfolgten konfrontiert sahen, wenn sie Fürsorge nach ihrem Leidensweg begehrten.

**Entschädigungs- und Rückstellungspraxis:** Am Beispiel der Großfleischhauerei Siegmund Kornmehl wird die schändliche Praxis der Republik Österreich bei der Entschädigung von Mietrechten gezeigt. Es dauerte 50 Jahre bis zu einer symbolischen Entgeltung. Die Nachbarn Freuds, von denen keiner nach 1945 seine ehemalige Wohnung in der Berggasse wieder bezog, haben diese Entschädigungen nicht mehr erlebt.

Name: <i>Humburger Emil</i>		Geburtsjahr: <i>1890</i>		Geburtsort: <i>Wien</i>	
Betriebsort: <i>A. Kogalitz II</i>		Anm. Nr. <i>376-III-1035/49</i>		Aufsichtsbehörde: <i>Bezirkshauptmannschaft Wien</i>	
Anstellungsdatum: <i>1. 2. 1949</i>		Anstellungsart: <i>1</i>		Anstellungsart: <i>1</i>	
Rechen-Zahl	Beschäftigung	Rechen-Zahl	Rechen-Zahl	Rechen-Zahl	Rechen-Zahl
<i>16796</i>	<i>Agentur in Südrüchten</i>	<i>1365</i>	<i>14</i>	<i>14</i>	<i>14</i>
<i>16796</i>	<i>Agentur in Südrüchten</i>	<i>1365</i>	<i>14</i>	<i>14</i>	<i>14</i>
<i>16796</i>	<i>Agentur in Südrüchten</i>	<i>1365</i>	<i>14</i>	<i>14</i>	<i>14</i>
<i>16796</i>	<i>Agentur in Südrüchten</i>	<i>1365</i>	<i>14</i>	<i>14</i>	<i>14</i>

*Humburger & Gollmann*  
*Emil Humburger*

Namensblatt des Gewerbeinhabers Emil Humburger, Agentur in Südrüchten

Assimilation wider. Ihre Urgroßeltern, Dorothea und Emil Humburger, und deren drei Töchter waren Nachbarn von Sigmund Freud gewesen. Die Geschichte der einzelnen Mitglieder der Familie verlief sehr unterschiedlich. Die jüngste Tochter hatte 1935 den Schriftsteller Leo Perutz geheiratet und war mit ihm nach Palästina gezogen. Hedwig Stefanie flüchtete 1938 nach Athen und nur Lisbeth, die älteste blieb in Wien. Sie hatte einen Katholiken geheiratet und seinen Glauben angenommen. Ihre Tochter Gitta, die Mutter meiner Gesprächspartnerin, wurde 1929 geboren und über ihre jüdische Herkunft im Unklaren gelassen. 1938 brach das Wissen dann brutal in ihr Leben ein. Ihre Freunde wendeten sich von ihr ab, sie musste die Schule verlassen. Lisbeth überlebte in Wien, heiratete nach dem Krieg einen Deutschen, der als Soldat in Russland gedient hatte – und verdrängte ihre Herkunft und Geschichte, wie sie es von ihrer Mutter gelernt hatte.

Alain Finkielkraut spricht in seinem Buch „Der eingebildete Jude“ über einen Doppelleffekt, den der Völkermord in Hinblick auf die Assimilierung der Juden hatte. Einerseits entzog er ihr jede Existenzberechtigung und andererseits beschleunigte er sie. Warum sollte man sich assimilieren, fragt der Autor, wenn man dann doch sein Leben in einem verplombten Waggon beendete. Aber andererseits, warum sollte man sich weiterhin auf eine Kultur und eine Seinsweise versteifen, die einen kenntlich macht und einem als bereitwilliges Opfer dem Hass preisgibt. Eva R. erzählt ein Stück vom Ende der Verdrängung. Als die Waldheim-Affäre ihren Höhepunkt erreichte, begannen auch

die bürgerlichen Gäste im Speisezimmer ihrer Mutter Gitta ihren Antisemitismus zu bekennen. Und plötzlich konnte Gitta nicht mehr schweigen. Sie wehrt sich das erste Mal gegen die Freunde, gegen ihren Mann, gegen die Verdrängung. So wie diese kleine Geschichte werden auch jene aller anderen Bewohner des Hauses Berggasse 19 eine nachhaltige Anregung zur Auseinandersetzung mit Themen der österreichischen Geschichte bieten. Die Ausstellung läuft bis 28. September 2003.

## info

### „Freuds verschwundene Nachbarn“

Ort:

Sigmund Freud Museum, Berggasse 19, 1090 Wien

Dauer:

26. März bis 28. September 2003

Öffnungszeiten:

März bis Juni täglich von 9 bis 17 Uhr

Juli bis September täglich von 9 bis 18 Uhr

Eintritt:

Erwachsene 7,- €

Viennaticket Pensionisten 5,- €

Studenten 3,- €

Schüler 3,- €

Ö1-Club-Ermäßigung 20 Prozent

Führungen:

Jeden Sonntag um 15.00 Uhr und gegen

Voranmeldung

Anmeldungen:

Tel: (+43/1) 319 15 96

E-Mail: office@freud-museum.at

Mehr Informationen: www.freud-museum.at



Fotos: © Hazel Rosenstrauch

Der Gedenkstein auf dem jüdischen Friedhof in Belgrad

## Reise in den Krieg

| Helen Liesl Krag fuhr nach Belgrad, um dabei zu sein, wie sich ihr Vater von seinem Vater, Jakob Abraham Rosenstrauch, verabschiedete. Spurensuche einer Familie, die sich nach 60 Jahren der Geschichte stellt. |

Von Helen Liesl Krag

Ich wollte unbedingt dabei sein, wenn mein Vater 60 Jahre nach dem Geschehen seinem Vater entgegenreiste, um sich endgültig von ihm zu verabschieden. Mein Motiv: vielleicht eine Art historischer Voyeurismus, aber auch eine ganz gegenwärtige Neugierde. Jahrzehntlang habe ich zugehört, wenn mein Vater über seinen Vater berichtete, oder – was auffälliger war – nicht berichtete. Im Grunde genommen erzählte er immer dieselben humoristisch dargebrachten Geschichten von häuslichen Streitereien über das Jüdischsein, die schon mit 13 begannen (das war 1931), über Pubertätsaufruhr, als die politische Aktivität meines Vaters auf den Widerstand und die Besorgnis seines Vaters stieß, über den endgültigen Bruch mit dem Vater. 1938 flüchtete mein Vater in die Slowakei, von dort nach England. Seinen Vater sah er nie wieder. Über ihn sprach er auch nur selten, und das Haus und die Straße gleich beim Augarten, in dem er 20 Jahre lang mit Eltern und Geschwistern aufgewachsen war, vermied er geflissentlich.

1. Akt: Ich habe meinen Großvater väterlicherseits nie gekannt. Als Kind habe ich zwar alle

Schulkollegen beneidet, die Großeltern hatten, bei denen sie vor der Strenge der Eltern Schutz

und Trost finden konnten – so meine kindliche Phantasie, aber nach diesem einen konkreten Großvater habe ich mich nie gesehnt, weil ich von ihm und von seiner Biographie so gar nichts wusste. Als ich dann in den 80er Jahren an einem Buch über meine Großmutter arbeitete („Man hat nicht gebraucht keine Reisegesellschaft...“, 1988 und 1992), tauchte auch

„Er habe in der Volkshochschule Ungarisch und Kalligraphie gelernt und sei überhaupt ein lebensfroher Mensch gewesen.“

ihr Mann in mein Bewusstsein ein. Ich sprach mit Leuten, die ihn gekannt hatten und stöberten in Schubladen, aus denen seine Briefe und Dokumente an die Oberfläche kamen. Er sei ein guter Vater gewesen, erfuhr ich, seine Ehe aber sei schlecht gewesen; er habe – obwohl 1914 aus Galizien geflüchtet – sehr gut Deutsch gesprochen, weil er in Deutschland eine Handelsschule besucht hatte, er habe dank seiner Sprachkenntnisse Nachbarn und Freunden im Kampf mit den Wiener Behörden tatkräftig helfen können; er habe in der Volkshochschule Ungarisch und Kalligraphie gelernt, sagte man mir, und sei überhaupt ein intelligenter und lebensfroher Mensch gewesen. In der Krise 1929–30 habe er seine Arbeit als Buchhalter

verloren, er sei gern ins Kaffeehaus gegangen und habe auch mit den Dienstmädchen geschäkert. Er habe die Kinder sehr geliebt und sei besonders stolz gewesen, als sein Ältester, der einzige Sohn, ins Gymnasium aufgenommen wurde, und besonders betroffen, als dieser aus politischen Gründen ins Jugendgefängnis musste und aus dem Gymnasium relegiert wurde.

Im April 1938 suchte er beim amerikanischen Konsulat um Ausreisegenehmigung für die Familie an, kam aber seiner galizischen Herkunft wegen auf die „polnische Liste“ mit ihren langen Wartezeiten. Nach der Kristallnacht wurde er verhaftet und mit anderen „Aktionsjuden“ ins KZ verschleppt. All das erfuhr ich

nach und nach bei meinen Recherchen zum Buch. Und eines Tages begegnete der Großvater mir sozusagen persönlich: Ich war ins DÖW gegangen, um festzustellen, ob er in Dachau gewesen war. So genau hatte ich das vorher nicht erfahren. Ich suchte lange und war schon am Aufgeben. Und dann stand da doch sein Name in der endlosen Liste: unter der Einlieferungsnummer 26.448. Da geschahen zwei Dinge: Erstens jubelte meine Forscherseele, ich hatte im Archiv gefunden, wonach ich gesucht hatte. Zweitens weinte meine Kinderseele, weil da plötzlich ein echter Mensch war: Jakob, mein Großvater.

2. Akt: Zehn Schweigejahre später rief mich mein Vater an, um eine bemerkenswerte ▶

## info

# Jakob Abraham Rosenstrauch, 29. 3. 1892–25. 10. 41

1892, 29. März	Geburt in Tarnopol, Galizien Eltern: Feige Simme Rosenstrauch und Haskel Adolf Gläsner; 5 Geschwister	Banken und Organisationen im Ausland mit Ansuchen um Hilfe zur Auswanderung
1914, August	Flucht nach Wien-Brigittenau (Karl-Meißl-Str. 9)	Anmeldung Untermiete Bäuerlegasse 25, Tür 7; Beruf: Ziegelarbeiter
1917, Dezember	Hochzeit in Wien (Kluckytempel); c/o Metzger, Karl-Meißl-Str. 10	letzte Nachricht aus Wien
1918, August	Sohn Oskar	Abmeldung und Abreise aus Wien (wahrscheinlich Ostbahnhof);
1919, November	registriert als Handelsangestellten wohnhaft Karl-Meißl-Straße 10/20	Ankunft Bratislava, Aufenthalt in slowakischem Lager (wahrscheinlich „Patronka“)
1920, Februar	Tochter Fanni	(die Slowakei war ab März 1939 offiziell unabhängig)
1924, Juli	Tochter Edith	Abreise aus Bratislava, Umladung auf Ausflugschiffe an der ungarischen Grenze.
1930	Konkurs des Arbeitgebers Hemdenherzeugung Rosenberg & Freier, Nordbergstraße. Buchhalter, Raten-geschäft im Haus zum Eisenbahner; Nordbergstraße wird Schneiderei der Gattin	Weiterfahrt nach Jugoslawien.
1932	übernimmt Buchhaltung, Nordbergstraße	Als Flüchtling im Donau-Hafen Kladovo
1938, Kristallnacht	Verhaftung beim Friseur in der Karl-Meißl-Straße	Umsiedlung nach Sabac an der Save
1938, 15. November	Ankunft in Dachau; (Zugangsbuchnr. 26.448)	Deutsche Armee besetzt Serbien
1939, 1. April	Rückkehr nach Wien, Anmeldung Untermiete Jägerstraße 26, Tür 39	Umsiedlung in Lagerbaracken an der Festung Sabac
1939, April (Ende)	Judengesetze	Mit mehr als 800 anderen Männern in Zasavica erschossen
1939, Mai bis Sept.	Korrespondenz mit Palästinaamt,	



Foto: © Hazel Rosenstrauch

Auf dieser Wiese nahe dem Fluss Save wurden im Oktober/November 1941 mehr als tausend Juden ermordet.

Geschichte zu berichten. Er war anlässlich des 60. Jahrestages der Kristallnacht bei einer Gedenkfeier gewesen, bei welcher der Wiener Kardinal seiner Freude über die zwischen der katholischen Kirche und der jüdischen Gemeinde entstandene Freundschaft Ausdruck verlieh. Während mein Vater der Rede des Kardinals zuhörte, gingen ihm die Ereignisse durch den Kopf, die ihn und seine Familie damals gezwungen hatten, die Heimat zu verlassen und die seinen Vater nach Dachau brachten und später dann in den Tod in Jugoslawien. Der Gedanke schlich sich – erstmals – ein, so seine Worte, dass da vielleicht etwas nicht in Ordnung sei. Er schämte sich darüber, sagte er am Telefon, dass er all die Jahrzehnte geschwiegen habe, sich nie dafür interessiert habe, was seinem Vater wirklich geschehen war. Er wolle, sagte er, das Versäumte wieder gutmachen, er wolle seine Schwestern fragen, was sie wüssten, und – am allerwichtigsten – er wolle nach Belgrad fahren und sicherstellen, dass ein Gedenkakt für die fast tausend vornehmlich österreichischen Juden stattfinden kann, die im Oktober/November 1941 von der Wehrmacht, unter der Leitung eines österreichischen Generals ermordet worden waren. 1941 waren sie natürlich nicht österreichisch, das Land gab es nicht mehr, die Ermordeten waren jüdisch und die anderen, die Ermordenden, deutsch, aber vor 1938 waren die einen wie die anderen Österreicher gewesen. Es lag ihm daran, so mein Vater damals, dass das offizielle Öster-

reich an diesem Gedenkakt teilnehmen sollte, dass Österreich sich zu diesem Verbrechen bekennen sollte.

Ich versprach ihm sofort meine volle Unterstützung und bat ihn, mir von seinem Vater zu erzählen. Das versprach er, obwohl er wiederholt betonte, dass er sich an nichts erinnere. Auch nicht an die Berichte über den dramatischen, missglückten Fluchtversuch des Vaters, die ich in meinem Buch kurz beschrieben hatte, und die er mehrmals gelesen hatte. Später erschien ein Buch über den missglückten Massenfluchtversuch aus Wien (Gabriele Anderl/Walter Manoschek: Gescheiterte Flucht, 1993), auch das hatte er gelesen. Die Verdrängung war konsequent und fast total. Jetzt begann er wieder nachzulesen und nachzufragen.

Aus unserer Reise nach Belgrad wurde vorerst nichts. Der damalige österreichische Botschafter in Jugoslawien, Wolfgang Petritsch, hatte sich zwar um eine offizielle Gedenkfeier bemüht, aber dann kamen 1999 die Bombenangriffe der NATO auf Belgrad wegen des befürchteten Völkermordes an den Kosovoalbanern, und im Jahre 2000 kamen die Sanktionen gegen Österreich wegen des Regierungsantritts der FPÖ. Als die Pläne sich im Bombenregen nicht verwirklichen ließen, trat das Schweigen wieder ein. Dieses schmerzvolle Schweigen, das ich aus meiner Kindheit so gut kannte.

„Dann stand da doch  
sein Name in der  
endlosen Liste:  
Einlieferungsnummer  
26.448. Meine  
Forscherseele jubelte,  
meine Kinderseele  
weinte.“

3. Akt: Fünf Jahre danach, im Spätherbst 2002, fuhren wir dann doch nach Belgrad. Mein Vater, 84, seine Schwester E., 78, meine Schwester H., 57, und ich, 60. Ich begleitete meinen Vater und seine Schwester

auf der Reise in die Vergangenheit, ins Erinnern, ins Abschiednehmen. Und dann standen wir am jüdischen Friedhof in Belgrad. Wir fanden die Grabstätte, von der wir öfters geredet hatten. Hierher hatte die jüdische Gemeinde Ende der 50er Jahre meinen Großvater – gemeinsam mit vielen anderen Großvätern – überführt und beigesetzt. Für ihn, Jakob Abraham Rosenstrauch, war es die letzte Station eines relativ kurzen Lebens. Wie so viele andere hat er das Jüdischsein mit einem hohen Preis bezahlt. Dort, am Friedhof in Belgrad begann E. über den Vater zu erzählen. Mein Vater



Foto: ©Privat

Jakob Abraham Rosenstrauch

schwieg – mit Tränen im Augenwinkel. Das Monument am Friedhof in Belgrad sei, so sagte später beim Festakt der Präsident der jüdischen Gemeinde, der beste Beweis dafür, dass man sich in Serbien bemühte, Juden zu retten und dass man dann später für ihre Beisetzung sorgte. Diese Opfergemeinschaft von Serben und Juden kam immer wieder zur Sprache und erhielt angesichts der kürzlich erlebten NATO-Bombenangriffe eine neue Bedeutung.

Der „Kladovo-Transport“ war im November 1939 der letzte Transport gewesen, der aus Wien wegkam. Die Slowakei war offiziell unabhängig geworden, hatte strenge Judengesetze eingeführt, inhaftierte die Flüchtlinge und zwang sie zur sofortigen Weiterreise. Auf einem überladenen Donauschiff ging es an die ungarische Grenze, von dort auf drei kleinen jugoslawischen Ausflugsschiffen in ungeheizten Kabinen bei Minusgraden weiter die Donau hinunter. In Kladovo mussten die Schiffe mit den Flüchtlingen zur Jahreswende 1939/40 Notquartier machen, hier sollten sie die Eisschmelze abwarten. An jugoslawische und ausländische Organisationen wurden Hilfsappelle geschickt, es wurden Kollekten organisiert, trotzdem war die Wartezeit in Kladovo von Konflikten, Hunger, Epidemien und Unsicherheit geprägt. Im Frühjahr 1940 wurden am Donauufer Notbaracken und Zeltlager errichtet – wie auch heute

waren 1.000 gestrandete Flüchtlinge eine organisatorische Herausforderung.

Nach Monaten des Wartens wurden die Flüchtlinge aus Wien im September 1940 auf Schleppern nach Sabac (Schabatz) an der Save verfrachtet, die bei Belgrad in die Donau mündet. Auch von dort wurden Bittbriefe in die Welt geschickt und es gelang, die Flüchtlinge mit dem Wichtigsten zu versorgen. 200 Jugendlichen gelang es vom Schabatzter Bahnhof über Griechenland und die Türkei nach Palästina zu entkommen. Die immer noch mehr als 1.000 Flüchtlinge wurden im Frühjahr 1941 von der deutschen Armee eingeholt, aus ihren provisorischen Wohnungen in Sabac ausquartiert und, gemeinsam mit lokalen Roma, in ein Notlager am Save-Ufer gebracht. Am 25. Oktober 1941, fast zwei Jahre nach Fluchtbeginn, wurden die 888 Männer im Dorf Zasavica von der Wehrmacht erschossen. Ihr Tod war als Strafe inszeniert, im Gegenzug für serbische Partisanenangriffe auf die deutschen Besatzer. Die Sühnequote belief sich auf 100 Zivilisten für je 1 Wehrmachtssoldaten. Als Gefangene hinter Stacheldraht waren sie leichter zu bekämpfen als die Partisanen selbst. So starb mein Großvater an Wehrmachtsschüssen, sozusagen als Partisan.

Zasavica, ein idyllisches Dorf am Saveufer war für mich der emotionale Höhepunkt unserer Reise in die Vergangenheit. In Zasavica, unweit vom Ort der Erschießungen, stehen mehrere Grabmäler. Am auffälligsten präsentiert sich das älteste: ein Grabstein mit orthodoxem Kreuz und dem Partisanensymbol Hammer und Sichel. Eine versöhnende Ironie des Schicksals: dieser Mann, mein Großvater, der seinen Sohn, meinen Vater, seiner

„In den Träumen  
meiner Tage und Nächte  
habe ich auf den Tag  
gewartet, an dem ich Opa  
und Oma sagen werde  
können“, sagte diese Frau  
am Trauerort zu ihren  
Vorfahren.“

politischen Aktivitäten wegen kritisiert hatte, wurde hier mit dem Symbol des Widerstandes geehrt. Eingraviert in den Stein die serbischen Worte „den Opfern des deutschen Terrors 1941–44“ (Zertvata nemackot terrora 1941–44). An diesem Ort der Erinnerung wurden mehrere Reden gehalten, Kränze niedergelegt und tausend Tränen geweint. Besonders ergreifend war die kurze Ansprache einer Enkelin, die aus Israel gekommen war, ▶

um auch ihren Großvater zu begrüßen und sich von ihm zu verabschieden. Sie sprach von der Wichtigkeit des Erinnerns, von ihrer Bewunderung für den Mut der Flüchtenden und von der Trauer und Sehnsucht des Kindes nach der Umarmung und den Trost der Großeltern. „Lieber Opa Albert, liebe Oma Blanka“, sagte diese Frau am Trauerort zu ihren Vorfahren, dem Wiener Lehrer Batschka und seiner Frau. „In den Träumen meiner Tage und Nächte habe ich auf den Tag gewartet, an dem ich Opa und Oma werde sagen können. In euer Namen möchte ich dafür beten, dass kein Kind auf dieser Erde das erleben soll, weil Großeltern und Enkel doch ein natürlicher Lebenszyklus sind.“ Alle, auch mein Vater und meine Tante, öffneten sich hier ihrer ganz persönlichen Erinnerung.

Nicht nur einige wenige jüdische Enkel und Enkelinnen standen ergriffen um diese kranzgeschmückten Grabsteine. Auch etwa 50 jugoslawische Roma waren da, auch sie im Gedenken an Eltern und Großeltern, die gemeinsam mit den Juden aus Wien erschossen worden waren. Sie appellierten an die jüdischen Besucher und Organisationen, weil ihnen – in aller Ungerech-

tigkeit – die Einreise nach Deutschland verwehrt werde, so dass sie, im Gegensatz zu den jüdischen Nachkommen Archive, Gedenkstätten und Lager, in denen ihre Familien umgekommen waren oder ihrer gedacht wurde, nicht besuchen können. „Tut etwas für uns, helft uns“, baten sie.

*Vorhang:* Im Speisesaal des Hotel Palace im Zentrum von Belgrad sitzen spätabends ein gutes Dutzend Leute zusammen, die sich bisher nicht kannten. Sie haben auch keine gemeinsame Sprache. In einer Art Deutsch, Englisch, Iwrith und allerlei Mischungen davon, berichtet man, wer man ist, woher man kommt. Eines hat man gemeinsam: Alle haben eine Beziehung zu Wien und zum missglückten Versuch von dort doch noch wegzukommen. Hier im kriegsgezeichneten Belgrad werden Familienfotos und Familiengeschichten herumgereicht. Man erzählt einander, was man jeweils über die Details der kollektiven Flucht weiß. Für einen kurzen Augenblick ist die Geschichte gegenwärtig. Die Großeltern und Eltern stehen als Personen im Raum. ■

CHRISTOPH STEINBRENER<sup>5</sup>  
**OPERATION  
FIGURINI**  
EINE SOZIALE SKULPTUR

7. APRIL 2003 SEMPERDEPOT

5.–17. MAI 2003 KARMELETERMARKT

19.–31. MAI 2003 MEIDLINGER MARKT

2.–14. JUNI 2003 VIKTOR ADLER MARKT

wochentags 10–18 Uhr, samstags 9–13 Uhr

WIEN  
KULTUR

.KUNST

Wiener  
EINKAUFSTRASSE  
EINE KUNST IM WIRTSCHAFTSRAUM WIEN MIT  
UNTERSTÜTZUNG DER WIRTSCHAFTSUNIVERSITÄT

Public Relations als Kunst.  
**communication  
matters**



Fotos: ©Alexia Wernegger

## „Mit 100 nochmal nach Wien“

| Im Vorkriegs-Wien war sie als „Die Weltmeisterin“ bekannt: die Hockeyspielerin Irma Pick-Ullmann. Heute lebt sie in Israel und hat für ihren 100. Geburtstag, den sie in zwei Jahren feiert, einen großen Wunsch: noch einmal ihre Heimatstadt Wien zu sehen. NU hat die betagte Dame in Haifa zu einem Gespräch getroffen. |

Von Alexia Wernegger

**W**enn Pick-Ullmann von Wien erzählt, steigen immer wieder Tränen in die Augen. Keine Tränen der Verbitterung oder des Hasses, vielmehr Tränen der Rührung. Seit die Sportlerin 1938 Wien mit ihrem Mann verlassen hat, ist sie immer wieder zurückgekehrt in die Stadt ihrer Kindheit und Jugend, der Stadt, in der ihre Eltern ein koscheres Gasthaus namens „Zollner“ führten. Das erste Mal kam sie schon in den Nachkriegsjahren wieder. Der bisher letzte Besuch liegt rund fünf Jahre zurück.

Wien-Besuch. Das bedeutete früher Theaterabend, Flanieren über Graben und Kärntner Straße, ein bisschen in Geschäfte schauen, Kaffee trinken in einer Konditorei. Und natürlich eine Fahrt zum Friedhof, wo beim 4. Tor Vater und Schwester begraben sind. Sie sind schon vor Hitler gestorben, erzählt Irma Pick-Ullmann. Die Mutter nicht – sie wurde nach Theresienstadt deportiert. Und trotzdem: „Wien ist so schön“, sagt sie, und lächelt.

Doch nun ist alles ein wenig schwieriger geworden. Die ehemalige Spitzensportlerin sitzt heute im Rollstuhl und verbringt ihre Tage im „Hospital Yefeh-Nof“. Von den Verwandten lebt niemand mehr, ihr Mann ist schon lange tot. Alleine fühlt

sich Pick-Ullmann dennoch nicht. Denn sie hat Gabi, der eigentlich Gabriel Confino heißt, der Sohn einer Freundin ist, sich um sie kümmert und sie liebevoll „Umili“ nennt. Auch zu dem Gespräch mit NU hat Quasi-Enkel Gabi die Exil-Wienerin begleitet, und als sie mir ein Foto aus ihren aktiven Hockeytagen zeigen will, läuft er rasch vom Café, in dem wir sitzen, ins Hospital um die Ecke, um ein Buch zu holen. „Gabi ist wie mein Kind“, sagt sie.

Es ist ein Buch über die Hakoah Wien, ein Band, herausgegeben zum 50-Jahr-Jubiläum des jüdischen Sportvereins. Zwischen Einband und erster Seite hat Pick-Ullmann auf einem Zettelchen einige Seitenzahlen notiert. Ich blättere also rasch an die gekennzeichneten Stellen. Zwei Aufnahmen finden sich, die die Hockeyspielerin im Kreis der Teamkolleginnen zeigen, eine von 1928, eine von 1930. Alle tragen sie weiße Shirts und knielange, weite Röckchen.

„Pick-Ullmann Irma war Standardspielerin und Kapitän der Damen-Hockey-Elf“, ist im Biographienteil des Jubiläumsbandes unter „Pick-Ullmann“ vermerkt. Und weiter: „Bald nach dem tragischen Tode von Ida Neumann übernahm sie die Leitung der Sektion, die sie bis zur Auflösung des ▶

Vereins innehatte. Trotz zahlreicher Schwierigkeiten gelang es ihrer unermüdlichen Initiative immer wieder, ein schlagkräftiges Team auf die Beine zu bringen, wobei sie auf die Heranziehung neuer, junger Kräfte größten Wert legte.“ Tourneen brachten sie nach Frankreich, Ungarn, Deutschland und in die Schweiz. Und, so heißt es in dem Band: Sie sei 1938 unbestreitbar die repräsentativste Hockeyspielerin Wiens gewesen. Als „Die Weltmeisterin“ sei sie in Hockeykreisen titulierte worden.

Ein wenig peinlich ist es Irma Pick-Ullmann heute, von diesem Spitznamen zu sprechen, schließlich solle man sich ja selbst nicht loben. Gleichzeitig ist sie aber stolz, wer galt schon sonst noch als „Die Weltmeisterin“. Die weltmeisterliche Karriere mit zufälligem Beginn – sie war eigentlich Schwimmerin, als sie eines Tages von einem Mädchen beim Training gefragt wurde, ob sie es nicht einmal mit Hockeyspielen versuchen wolle – fand jedoch mit dem Einmarsch Hitlers ein jähes Ende.

Die Gewitterwolken waren für die Sportlerin jedoch schon früher aufgezogen. Es war 1936, da sollte sie als Mitglied der österreichischen Auswahlmannschaft bei der Olympiade in Berlin spielen. Doch jüdische Spieler waren vom österreichischen Hockeyverband bereits gesperrt worden – lebenslanglich, wie Pick-Ullmann heute erzählt.

Lebenslanglich sollte in ihrem Leben schließlich die Emigration werden. 1938 brach sie mit ihrem Mann, ebenfalls Hockeyspieler, in Richtung Israel auf. Die abenteuerliche Reise ging über die Donau und Rumänien. Schließlich langten sie in Natanja an, mitten in der Nacht auf einem Kohlendampfer. In kleinen Booten wurden die Flüchtlinge ans Ufer gebracht. Mit einem Bus ging es weiter nach Tel Aviv. Das Gepäck bestand aus einem kleinen Rucksack.

Pick-Ullmann fand dort zunächst Unterschlupf



bei einem russischen Ehepaar, ihr Mann bei einer anderen Familie. Bald schon brach das Paar nach Haifa auf, wo bereits Freunde lebten, die nach der Makkabiade 1936 in der Stadt am Meer geblieben waren. Die Anfänge waren schwer.

In Wien sei die Sportlerin „Beamtin“ gewesen, wie sie erzählt, und zwar im „Kreditorenverein von 1870 in der Zelinkagasse 10“. Bei ihrer Entlassung bestand sie darauf, dass vermerkt wurde, Irma Ullmann sei „aus politischen Gründen ausgetreten“. In Israel musste sie zunächst als Hausgehilfin arbeiten, hat Stiegen geputzt. Ihr Mann hat Autos gewaschen. „Das war unser Start.“

Dann ging es langsam bergauf. Sie bekam eine Stelle als Verkäuferin in einem Geschäft für Damenstoffe. 27 Jahre arbeitete sie dort. Ein Großteil der Kunden waren Einwanderer aus Deutschland – „Jekls“ genannt. Da kamen ihr ihre Deutsch-Kenntnisse zugute. Deutsch spricht Pick-Ullmann bis heute perfekt, so als ob sie niemals fort gewesen wäre. Neuerlich kommt Rührung auf, als ich ihr das sage.

Den Weg zurück nach Österreich wollte Pick-Ullmann, die in Israel Gründungsmitglied der „Hakoah-Israel“ war, dennoch nie gehen. „Ich bin keine Zionistin, aber ich bin eine bewusste Jüdin.“ „Ich bin keine Fanatikerin – aber ich gehöre hierher“ – und mit „hierher“ meint sie Haifa. Sie habe keine Angst vor Krieg oder Selbstmord-Attentätern, in ihrem Leben habe sie schon mehrere Kriege mitgemacht, erzählt sie. Man müsse sein Leben leben, wie es komme. Ihr Ziel sei momentan ihr 100. Geburtstag. Und den will sie mit Gabi in Wien verbringen. ■

# Let's discuss

| Jüdische Jugendliche und Junggebliebene im Alter von 18 bis 30 Jahren und mehr streiten, argumentieren, setzen sich auf ein Podium und stellen sich der Diskussion. Unter der engagierten Leitung der 25-jährigen Jasmin „Jasse“ Freyer ist etwas möglich geworden, was in den letzten Jahren oft sehr schmerzlich vermisst wurde. |

Von Martin Engelberg

**S**chon die erste Diskussionsveranstaltung Mitte Jänner mit dem Titel „Die Vielfalt der jüdischen Jugend in Österreich“ war bemerkenswert. Acht Exponenten der verschiedensten Strömungen im Judentum, von orthodox über traditionell bis reformorientiert, bucharisch, georgisch usw., stellten sich vor. Engagiert, artikuliert, selbstbewusst präsentierten sich die ca. 20 bis 30-Jährigen und die von ihnen vertretenen Gruppen.

Sehr spannend und kontrovers war die Diskussion über Israel, wobei die Berichte von Hadas Hecht, einer in Wien lebenden Israelin, über ihre Erfahrungen als Soldatin, die auch ihren Dienst in der Westbank zu verrichten hatte, besonders beeindruckten. Laura Lassar vom Schomer hatte mit ihrer der derzeitigen israelischen Politik kritisch gegenüberstehenden Position keinen leichten Stand. Ihre Argumente wurden dennoch mit Respekt aufgenommen – keine Selbstverständlichkeit in unserer Gemeinde.

Auch die Situation der Vereinigung Jüdischer Hochschul学生 Österreichs (VJHÖ), die vor allem in den 60er und 70er Jahren zahlreiche politische und gesellschaftliche Aktivitäten setzte, ist trist. Nach mehreren Jahren schwacher und mitunter heftig kritizierter Aktivitäten (gemeinsames Palatschinkochen usw.) hat die VJHÖ ihre Tätigkeit seit einigen Monaten gänzlich eingestellt. Ein jüngst erfolgter Wiederbelebungsversuch von David Ungar-Klein scheiterte.

Bei „Let's discuss“ fanden seit der ersten Veranstaltung mehrere Diskussionsrunden statt, bei denen sich 10–20 Teilnehmer einfanden, die sich vor allem mit den verschiedenen Aspekten jüdischer Identität befassten.

Von den Diskussionsrunden erfährt man über E-Mail. Genauere Infos bei Jasmin Freyer: [jassef@yahoo.com](mailto:jassef@yahoo.com) oder 0650/482 15 40.

*Jasmin Freyer im Gespräch :*

*NU: Was ist deine Geschichte?*

*Freyer:* Ich bin 25, war im Lycée, im Schomer, war dann in Israel, habe danach in Paris und in Holland studiert, war Mitarbeiterin der SPÖ im europäischen Parlament, war ein Jahr in New York. Jetzt bin ich wieder in Wien, mache gerade mein dreijähriges Forschungsprojekt fertig und bin – schreib das bitte fett und unterstrichen – gerade auf Jobsuche.

*NU: Und „Let's discuss“?*

*Freyer:* Ich kam nach Wien zurück, bin ins jüdische Leben, in die jüdische Gesellschaft eingestiegen und habe nichts, aber rein gar nichts vorgefunden.

Also habe ich mich aufgemacht, habe Leute motiviert und, siehe da, es kamen hundert Leute zu unserer Podiumsdiskussion ins Gemeindezentrum.



Jasmin Freyer

*NU: Es schien, als ob die IKG sich für „Let's discuss“ nicht interessierte.*

*Freyer:* Eine offizielle Unterstützung der IKG erhielt ich tatsächlich nicht. Allerdings bekam ich schließlich, wenn auch privat und ausdrücklich als anonym bezeichnet, einen finanziellen Beitrag eines IKG-Funktionsträgers.

Jetzt plötzlich sucht man sehr dringend Kontakt mit mir. Wahrscheinlich weil es so gut läuft oder vielleicht auch aus Angst, ich könnte zu Chabad überlaufen.

Mich interessiert das alles aber nicht. Mir ist das jüdische Engagement wichtig und ich mache daher mit „Let's discuss“ weiter wie bisher. ■



David Stecher in Prag: „Viele scheinen erst 1989 als Juden auf die Welt gekommen zu sein“.

## Die Spitzel hat man fast sofort erkannt

| NU sprach mit David Stecher, dem Vorsitzenden des Aufsichtsrates der jüdischen Gemeinde in Prag, über jüdisches Leben vor und nach 1989, die Schwierigkeiten, eine jüdische Frau zu finden, und den immer besser werdenden koscheren Wein aus Tschechien. |

Von Barbara Tóth

*Über jüdisches Leben während des Kommunismus ist wenig bekannt. Wie haben Sie die Zeit vor 1989 in Prag erlebt?*

Jüdisches Leben war praktisch nicht vorhanden. Die wenigen, die weiterhin ihren Glauben lebten, standen unter ständiger Beobachtung. Die Staatspolizei hatte Spitzel in die jüdische Gemeinde eingeschleust, vor dem Eingang des Jüdischen Rathauses wurde eine Kamera installiert. Kein Wunder, dass die meisten Juden vor der Wende Angst hatten, in den Tempel zu gehen. Also kamen ein paar Treue – und die Mitglieder der Staatspolizei. Wer weiß, scherze ich manchmal, vielleicht hat die Staatspolizei die jüdische Gemeinde damals sogar gegründet? Nach der Wende hat sich das alles natürlich recht schnell geändert. Da gab es dann plötzlich sehr viele jüdische Helden.

*Also Personen, die sich brüsteten, im Widerstand aktiv gewesen zu sein, obwohl sie es nicht waren?*

Bildlich gesprochen: Viele scheinen erst 1989 hier als Juden auf die Welt gekommen zu sein. Und zwar im Alter von vierzig Jahren. Da kommen welche zu mir und sagen: Ich war auf deiner Bar-Mizwa, die war wunderschön, ich erinnere mich. Dabei waren sie nicht dort – oder sie haben für die Staatspolizei gearbeitet.

Am meisten musste ich lachen, als unser ehemaliger Sekretär davon erzählt hat, er habe das jüdische Monatsmagazin abonniert und offen in seinem Postkasterl liegen lassen. – Das sind also die Heldentaten, mit denen man sich nach der Wende brüsten konnte.

Aber wie wusste man, wer kollaboriert hat und wer nicht? Und wie viel Anpassung ist verzeihlich, wie viel nicht?

Die Stasi-Leute hat man fast immer erkannt, sie haben so seltsame Fragen gestellt. Dennoch war es für uns alle überraschend, als wir nach der Wende unsere Akten angefordert haben und gelesen haben, was alles darin steht. Leider funktioniert das in Tschechien nicht so gut wie in Deutschland. Das Amt liegt außerhalb, will man kopieren, zahlt man pro Blatt 50 Kronen (Anm.: etwa zwei Euro). Diese Ereignisse aus der Zeit des Kommunismus belasten unsere Gemeinde natürlich immer noch. Es gibt jene, die auch zu Zeiten des Kommunismus aktiv waren, und jene, die erst danach gekommen sind. Bei den letzten Wahlen vor zwei Jahren wurde mein Freund Tomas Jelinek Präsident, ich Vorsitzender des Aufsichtsrates. Jelineks erstes Interview – er gab es der Jewish Telegraphy Agency – begann mit dem Satz: „Sie wissen, eine Menge Leute hassen mich dafür, dass ich gewählt wurde.“ Viele waren über das Wahlergebnis ▶



Prag 2003: Kafka muss sogar für eine Marathon-Werbung herhalten.

## info

### **Judentum unter Hammer und Sichel**

*Die Herrschaft des kommunistischen Regimes begann für viele Juden, die nach dem Krieg in die Tschechoslowakei zurückgekehrt waren, erneut im Lager. Mit der Umwandlung der Tschechoslowakei in einen kommunistischen Staat im Februar 1948 wurde jegliches Eigentum verstaatlicht. Die so genannten Kapitalisten – das waren Personen, die vor dem Krieg Fabrikanten, Geschäftsleute und Hausbesitzer waren – wurden kaserniert und sollten politisch „umerzogen“ werden... Zwischen den Jahren 1945 und 1953 wanderten rund 24.000 Juden nach Israel und Übersee aus. Ferner fielen 1950 jüdische Institutionen, wie etwa zionistische Vertretungen, Hilfswerke und Ähnliches, unter das Verbot ausländischer Organisationen. In den fünfziger Jahren verschärfte der deutlich antisemitisch geprägte Schauprozess gegen den Kommunisten und Klemens-Gottwald-Rivalen Rudolf Slansky die Stimmung.*

*Den 14 Angeklagten wurde die Schuld an der desolaten Wirtschaftslage zugewiesen und eine „titoistische*

*und zionistische“, also staatsfeindliche, Verschwörung nachgesagt. Unter den 14 Angeklagten befanden sich elf Juden. Acht von ihnen wurden zum Tode durch den Strang, andere zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Am 22. August 1963 hob der Oberste Gerichtshof der Tschechoslowakei das Gerichtsurteil zwar auf, aber das weitere Leben der tschechoslowakischen Juden wurde – wie das der anderen osteuropäischen Juden auch – fortan durch die außenpolitische Situation Israels, d. h. durch die israelischen Siege im 6-Tage-Krieg (1967) und im Jom-Kippur-Krieg (1974) sowie durch andere arabisch-palästinensische Konflikte, bestimmt. Heute leben noch etwa 18.000 Juden in der ehemaligen Tschechoslowakei, verteilt auf die beiden größten Städte, Prag mit Umgebung mit etwa 4.000, Bratislava mit rund 2.000, gefolgt von Brünn, Galanta, Karlsbad und Marienbad, Kosice, Ostrawa und Pilsen.*

*Weitere Informationen unter [www.hagalil.com/czech](http://www.hagalil.com/czech)*

enttäuscht und führten an, dass sie doch neun, zehn Jahre für die Gemeinde gearbeitet haben. Darauf sage ich immer: Ich habe dreißig Jahre für diese Gemeinde gearbeitet.

Ich kann heute zwar ein bisschen verstehen, dass jemand bereit war zu kollaborieren. Der



David Stecher mit seiner Braut: erste echte jüdische Hochzeit seit 31 Jahren in Prag

Druck des Regimes war riesig. Es wurde mit Drohungen und Erpressungen gearbeitet. Meinen Eltern wurde etwa angedeutet, mich nicht weiter aufs Gymnasium gehen zu lassen. Gut, dann soll der Bub eben etwas Handwerkliches lernen, meinte daraufhin mein Vater. Wofür ich aber überhaupt kein Verständnis habe, ist, dass kaum jemand bereit ist, sich zu entschuldigen und seine Schuld einzugestehen.

*Wie hat sich die Gemeinde seit 1989 verändert?*

Wir hatten 900 Mitglieder vor 1989. Manchmal war es schwierig, die zehn Männer zum Gebet zusammenzubekommen. In der Alt-Neu-Synagoge war es einfacher, da kamen immer viele Ausländer hin, Amerikaner, Franzosen, Kanadier. Man muss sich vorstellen, von diesen 900 Mitgliedern haben in den achtziger Jahren nur 26 eine Petition für Glaubensfreiheit an das kommunistische Regime unterschrieben; fünf davon waren aus meiner Familie. So feige waren sie damals. Wichtig ist auch zu wissen: Der Altersdurchschnitt vor 1989 war 78. Damals war ich beim Gottesdienst immer der jüngste, der zweitjüngste war Alexander Putik – sein Vater war ein berühmter, aber natürlich verbotener Schriftsteller – und der drittjüngste war mein Vater. Das war vor zwanzig Jahren. Heute, ich bin über dreißig, bin ich immer noch der jüngste. Das ist zum Weinen. Viele Leute tragen das Judentum vor sich her, aber sie kommen nicht zum Beten. Vergangenen September, zu Kol Nidre, abends vor Jom Kippur, kamen zweihundert Leute. Am nächsten Tag, am Nachmittag, konnten wir nicht anfangen, weil wir nur zu siebt waren. Zum Glück kamen dann doch noch vier.

*Wie viele Mitglieder hat die Gemeinde heute?*

Heute haben wir 1.600 Mitglieder, der Altersschnitt liegt bei 64 Jahren. Fast jede Woche sterben ein oder zwei von uns. Leider. Es ist wohl wie fast überall: Die jungen Juden interessieren sich nicht wirklich fürs Judentum. Dafür kommen viele, die konvertieren wollen. Das sind wirklich sehr viele. Zehn pro Jahr alleine in Prag etwa. Dennoch gibt es sehr wenige jüdische Hochzeiten. Ich hatte zum Beispiel vor eineinviertel Jahren meine jüdische Hochzeit. Das war die erste echte jüdische

Hochzeit in der Jerusalemska-Synagoge seit 31 Jahren. Bei fast allen anderen Hochzeiten musste einer der beiden Ehepartner zuvor konvertieren.

*Das ist wohl die große Frage für alle, die traditionell jüdisch leben wollen: Wie finde ich einen Partner? Wie haben Sie Ihre Frau kennen gelernt?*

Ach, das ist eine wunderbare Geschichte. 1994 hat mein Freund Tomas Jelinek, mit dem ich gemeinsam in der Jüdischen Hochschülerschaft war – ich war nach der Wende der erste frei gewählte Vorsitzende der jüdischen Hochschülerschaft, damals waren wir 17 jüdische Studenten in Prag, nicht einmal hundert in der Tschechoslowakei –, also Tomas hat gesagt, er macht eine Party. Meine erste Frage war: Werden dort junge jüdische Frauen sein? Er sagte: Sicher. Ich meinte: Das kann nicht sein, ich kenne keine. Er sagte: Du wirst sehen, ein Drittel dort sind Frauen. Gut, dachte ich, ich gehe hin. Als ich ankam, waren dort 13 Männer und eine Frau mit hellem blondem Haar. Das kann keine Jüdin sein, dachte ich. Zu Tomas sagte ich: Was macht die Goje hier? Ich habe sie also nicht weiter beachtet, mich nicht einmal vorgestellt, aber wie sagt man so schön: Es ist nicht wichtig, mit wem man auf die Party kommt, sondern mit wem man geht.

*Prag zelebriert Frank Kafka, das jüdische Viertel ist wieder prunkvoll – aber lässt es sich hier auch gut jüdisch leben?*

Es gibt kein koscheres Geschäft, wir müssen nach Frankfurt oder Wien fahren. Auf der Gemeinde kann man natürlich Dinge besorgen. Durch die Überschwemmungen sind der Speisesaal und die Küche aber zerstört, es ist also alles nicht einfach.

Meine Frau und ich wollen Kinder, streng genommen wäre das ein Problem, weil meine Frau müsste in die Mikwe gehen, aber auch die war überschwemmt und ist stark beschädigt. Aber na ja, ich scherze immer. Es gibt vielleicht sieben Mitglieder hier, die streng koscher essen. Und wenn es danach ginge, wer beschnitten ist, blieben wahrscheinlich nur zwanzig Prozent von den Mitgliedern übrig. Meine Familie bemüht sich aber, jüdisch zu leben, wir haben eine Mesusah an der Tür und meine Nachbarn akzeptieren das. Was nicht heißt, dass es in Prag – so wie in Wien – keinen

versteckten Antisemitismus gäbe.

Versteckten und offenen. Zuletzt ist es in Prag zu neonazistischen Ausschreitungen gekommen, Skinheads konnten durch die Prager Innenstadt promenieren.

Das größte Problem ist, dass das Prager Magistrat diesen Aufmarsch erlaubt hat. Das ist die größte Gefahr. In Deutschland und Frankreich gehen die Menschen sofort auf die Straße, es gibt Gegendemonstrationen.

Hier gab es nichts davon. Das ist der versteckte Antisemitismus. Das Vorurteil, dass wir nicht mit Händen arbeiten würden und nur aufs Geld aus seien, ist immer noch stark. Dabei durften gerade Juden während des Kommunismus oft ihren Beruf nicht ausüben oder studieren, was sie wollten. Mein Vater etwa stand immer unter Beobachtung, er hat Probleme, weil er Gabbai in der Jerusalemska war.

Antisemitismus gehört zum Alltag: Unlängst war ich mit Bekannten, Nichtjuden, unterwegs. Ich hatte Kübel und Besen dabei und prompt kam der schlechte Scherz: "Das ist das erste Mal, dass ich einen Juden arbeiten sehe."

*Gibt es eigentlich enge Kontakte zwischen den jüdischen Gemeinden in Wien und in Prag?*

Nach den Überschwemmungen hat uns die Wiener jüdische Gemeinde Fleisch geschickt, 200 Kilo. Das war eine sehr schöne Geste. Diese Flutkatastrophe hat überhaupt unglaubliche Solidarität geweckt. Auf unseren Spendenkonten sind binnen kurzer Zeit große Summen eingetroffen, aus Amerika, aus Deutschland und auch aus Österreich.

Es gibt Kontakte auf persönlicher Ebene, aber eine institutionalisierte Zusammenarbeit gibt es noch nicht. Aber sicher ist unser Verhältnis zu Wien am besten. Wir reisen auch nach Berlin.

Jetzt, wo die Osterweiterung ansteht, wollen wir uns bemühen, die Beziehungen zwischen Prag, Wien und Berlin wieder aufleben zu lassen. Jüdische Schriftsteller und Künstler haben ja immer in diesem mitteleuropäischen Städte-Dreieck gelebt.

Ja, und dass die Zeiten besser werden, zeigt übrigens auch, dass es in Tschechien jetzt wieder ganz guten koscheren Wein gibt. Das sind so kleine Schritte, die auf die Zukunft hoffen



Verena Krausneker (2. v. re.) und ZARA-Team: „Vom Spruch ‚Nigger raus‘ bis hin zu physischen Übergriffen ist es nicht weit“.

## Immer mehr gewaltsame Übergriffe

| Der aktuelle Bericht über Rassismus in Österreich ist besorgniserregend. Gleichzeitig droht der Dokumentations- und Beratungsstelle ZARA aus finanziellen Gründen das Aus. |

Von Saskia Schwaiger

„**F**rau B. ist Türkin und wird im März 2002 in der Straßenbahn von einem fremden Mann gewürgt und geschlagen. Er bricht Frau B's Finger und fügt ihr eine Schädelprellung zu. Andere Fahrgäste machen keine Aussage oder geben vor, nichts gesehen zu haben. Im Krankenhaus erstattet man keine Anzeige.“ Der Vorfall ereignete sich in Wien und ist nur einer von insgesamt 170 dokumentierten Fällen von rassistischer Diskriminierung, die im Jahr 2002 in Österreich stattgefunden haben. Der gemeinsame Nenner: Alle Betroffenen wurden zu Opfern aufgrund ihrer Hautfarbe, Sprache, ihres Aussehens, ihrer Religion oder Staatszugehörigkeit.

Der aktuelle „Rassismus-Report 2002“, der alljährlich vom Verein ZARA („Zivilcourage und Anti-Rassismus-Arbeit“) herausgegeben wird, erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, denn alle Einzelfälle, die in dem 64-seitigen Konvolut dokumentiert sind, sind nur ein Bruchteil der tatsächlichen Ereignisse, betonen die Studien-Macher. ZARA arbeitet eng mit verschiedenen Beratungsstellen zusammen (u.a. Fair Play, Integrationshaus, Forum gegen Antisemitismus), die ihre Informationen über rassistische Vorfälle weitermelden. Auffallend ist beim dritten Rassismus-Report jedoch, dass sich Vorfälle von körperlicher Gewalt in der Öffentlichkeit häufen. „Es ist ein

Trend bemerkbar, den wir aus Deutschland kennen. Wir müssen darauf gefasst sein, dass dieser Trend nach Österreich herüberschwappt“, prognostiziert Verena Krausneker, Vorstandsmitglied des Vereins ZARA. Die gelernte Sprachwissenschaftlerin ist über einen zweiten Trend beunruhigt, der vor allem in Wien enorm zugenommen hat: rassistische Schmierereien an Hausmauern oder Busstationen. „Vom Spruch ‚Nigger raus‘ bis hin zu physischen Übergriffen ist es nicht weit“, so Krausneker. „Die Hemmschwelle ist in der letzten Zeit offensichtlich gesunken“.

Auch Einzelfälle von Antisemitismus sind dokumentiert, so Krausneker, „aber Antisemitismus wird noch stärker tabuisiert und daher selten gemeldet.“

ZARA dokumentiert nicht nur, der Verein berät, interveniert und begleitet. Die Beratungsteams (ein Jurist, ein juristischer Berater, eine Sozialarbeiterin) unterstützen Opfer von Rassismus – bei betroffenen Personen oder Institutionen werden Stellungnahmen eingefordert. Seit drei Jahren arbeitet der Verein (mit Unterstützung des Wiener Integrationsfonds und mit Spendengeldern)

hart am Limit der Selbstausschöpfung. Die Berichte werden als Informationsquelle gern zitiert, unter anderem von der EU-Beobachtungsstelle für Rassismus, doch aufgrund ihrer prekären finanziellen Lage sehen sich die ZARAs nun im Mai endgültig gezwungen, die Beratungsstelle zu schließen, wenn sich nicht überraschend eine neue Finanzierungsmöglichkeit erschließt.

Es wäre das unrühmliche Ende eines engagierten, auch politischen Kampfes um gesetzliche Regelungen gegen Rassismus. Denn derzeit gibt es – außer dem Strafgesetz – kaum eine Handhabe gegen Rassismus, geschweige denn so etwas wie ein Antidiskriminierungsgesetz. Bis 13. Juni dieses Jahres wird die Bundesregierung jedoch tätig werden müssen. Bis dahin muss nämlich eine EU-Richtlinie umgesetzt werden, die die Anwendung des Gleichbehandlungsgrundsatzes ohne Unterschied auf Rasse und ethnische Herkunft vorsieht. Der Eifer der Regierung hält sich bisher in Grenzen: Bis dato wurde lediglich eine interministerielle Arbeitsgruppe nominiert, die Vorschläge für die Umsetzung erarbeiten soll. ■

Weitere Informationen:  
[www.zara.or.at](http://www.zara.or.at)

# **FRANKSTAHL**

*that's quality*



FRANKSTAHL  
Rohr- und Stahlhandelsgesellschaft m. b. H.  
Lager und Verkauf  
A-2353 Guntramsdorf  
Frankstahlstr. 2  
Tel.: 01/531 77-0  
Fax: 01/531 77-501  
Email: [office@frankstahl.com](mailto:office@frankstahl.com)  
[www.frankstahl.com](http://www.frankstahl.com)



Menasse zu Javor: „Du sagst doch selber immer: ‚Gut für mich ist, was für die Juden gut ist.‘ Na und das denkt sich der Präsident halt auch.“

## Dajgezzen und Chochmezzzen

*Im Kaffeehaus an den Stammtischplätzen  
Ist gut zuweilen chochzumezzzen\*.  
Man red't in Partners Bauch ein Loch,  
Sei unentwegt und mezzze choch.  
Doch besser noch als chochzumezzzen  
Ist es zuweilen dajzugezzzen\*\*.  
Was immer auch das Thema sei,  
Mezz nicht nur choch,  
Nein, gezz auch daj!*

Gerhard Bronner

| Erwin Javor und Peter Menasse dajgezzen und chochmezzzen über die Frage, ob der Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde zu Koalitionsvarianten Stellung beziehen soll. |

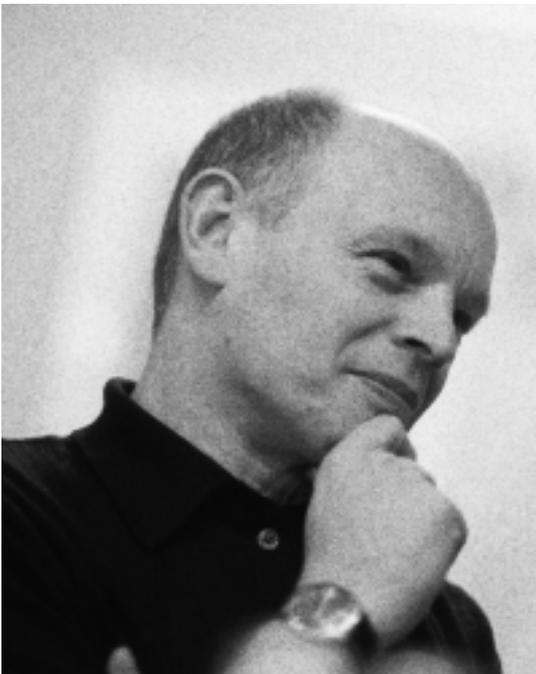
*Javor:* Der Dr. Muzicant hat so einen großen Wahlsieg erreicht, und der Schüssel hört immer noch nicht auf ihn.

*Menasse:* Der Schüssel hat viel weniger Prozentanteile und schafft es dennoch, hochmütiger als der Präsident zu sein. Also geh nicht immer auf Muzicant los.

*Javor:* Jetzt hat er via Standard dem Schüssel und dem österreichischen Volk eine schwarzgrüne Koalition empfohlen und aus Bestemm macht die ÖVP nicht, was er will. Für diese Kurzsichtigkeit werden sie noch bezahlen.

von Erwin Javor und Peter Menasse

*Menasse:* Also ich habe die Empfehlung für fabelhaft gehalten. Sehen wir es doch pragmatisch: Schwarz war ohnehin klar. Die Leute haben den Schüssel eben gewählt. So ist es nun einmal. Blieben drei Optionen: die Schmuddelkinder, auf die er jetzt zurückgeworfen ist, die aber aus jüdischer Sicht zu verhindern gewesen wären. Dann die Sozialdemokraten, aber wo bleibt da die Demokratie, wenn im Parlament eine 80-Prozent-Fraktion regiert. Da gibt es ja dann keine Alternative und daher auch keine Wahl mehr. Und schließlich die Grünen, die ja offensichtlich ernsthaft versucht haben, die ÖVP wieder an jene



Menasse: „Irgendwer muss ja für die Juden reden“.

Werte zu erinnern, auf die sie sich als christliche Partei so gerne beruft. Diese Werte waren allerdings durch die Nähe zu den Rechtsextremen schon arg verschüttet. Aber Schwarz-Grün zu empfehlen war ganz in Ordnung.

*Javor:* Zugegeben, jeder Präsident der Kultusgemeinde hat die Verpflichtung, vor Parteien, die Antisemitismus in ihrer Weltanschauung tragen und durch ihr Verhalten in der Vergangenheit als Gefahr für die Demokratie erkannt wurden, zu warnen. Er sollte aber klar vermeiden, Empfehlungen für Koalitionen und Regierungsformen abzugeben, die mögliche andere demokratische Varianten ausschließen. Diesmal goutierst du seine Ansicht, aber was würdest du sagen, wenn er – eben als Präsident der Gemeinde – einer Minderheitsregierung das Wort gesprochen hätte.

*Menasse:* Du sagst doch selber immer: „Gut für mich ist, was für die Juden gut ist.“ Oder so ähnlich. Na und das denkt sich der Präsident halt auch. Es zeigt sich nur, dass jeder Jude selber ein Präsident ist und daher ganz unterschiedliche Meinungen darüber bestehen, was gut für die Juden ist.

*Javor:* Das ist genau der Grund, warum er sich zurückhalten muss. Weil wir eben Gott sei Dank keine von oben regulierte Meinung vertreten sollten, sondern uns unsere eigene Diskussions- und Streitkultur bewahren müssen. Offene Diskussionen im Talmudschen Sinn waren immer unsere Überlebensstrategie. Da

befinden wir uns im Gegensatz zur katholischen Kirche, wo hierarchisch entschieden wird.

*Menasse:* Aber irgendwer muss ja für die Juden reden und ich finde, der Präsident soll sich politisch betätigen. Weil es für Juden ganz wichtig ist, dass es stabile demokratische Verhältnisse gibt. Die muss er einfordern. Nur solche sind eine Garantie für ein friedliches Dasein der Juden in Österreich.

*Javor:* Natürlich muss er sich politisch äußern, wenn die Demokratie als Ganzes oder Minderheiten in Gefahr sind. Dazu gehört auch die Ablehnung der FPÖ. Nicht akzeptieren kann ich jedoch, dass er im Vorfeld zwei Parteien als Wahlempfehlung favorisiert, die übrigens die Mitglieder meiner Familie auch gewählt haben. Es ist jedoch übertriebenes Selbstbewusstsein und unangebracht, wenn Dr. Muzicant Wahl- und Koalitionsempfehlungen abgibt.

*Menasse:* Also Erwin, ich finde, er hat die richtigen Parteien zur Wahl empfohlen, eine interessante Koalition bevorzugt, und man kann ihm eigentlich nur eines vorwerfen: Keiner hat auf ihn gehört.

*Javor:* Vielleicht sollte er beim nächsten Mal die FPÖ empfehlen.



*Javor:* „Es ist unangebracht, wenn Dr. Muzicant Wahlempfehlungen abgibt“.



Orpheus-Reihe „Mit leichtem Gepäck“ mit Gerhard Bronner

# Vertrieben, verboten, vergessen – aber nur beinahe

| *Der Orpheus Trust lässt das Wirken jüdischer Komponisten und Musiker wieder auferstehen.* |

Von Petra Stuibler

**E**in Kind steht im Garten. Die Sonne scheint. Ein Schmetterling fliegt vorbei. Es ist ein Ort des Friedens, der Idylle. Das Kind ist begabt. Es fasst seine Eindrücke in Worte, die sich reimen – aus dem Schmetterling, der in der Sonne gaukelt, wird ein Gedicht. Einfache Worte voll zarter Poesie und von tiefer, jahrtausendealter Traurigkeit – dem Wissen um den nahenden Tod. Denn das Kind lebt nicht mehr. Es „lebte“ in Theresienstadt, weil es jüdisch war. Und es wurde ermordet in Auschwitz, weil es jüdisch war. Die Worte des Kindes, diese zarte, todtraurige Klage eines eingesperrten kleinen Poeten, schienen der Nachwelt für immer verloren. Bis sie Gerhard Bronner entdeckte, vertonte und mit Hilfe des „Orpheus Trust“ wieder auf die Bühne brachte – zuletzt im RadioKulturhaus, im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Mit leichtem Gepäck“.

Nicht ein Zuhörer blieb unberührt, als Anita Ammersfeld, begleitet von Bronner, dieses

musikalische Zeitzeugnis vortrug.

Die Veranstaltungsreihe „Mit leichtem Gepäck“ ist eine Initiative von Primavera Gruber und ihrem „Orpheus Trust“. Junge Künstler von heute tragen vergessene Musik von gestern vor – und retten damit verloren geglaubtes, unschätzbare Kulturgut von Künstlern, die von den Nazis ermordet wurden, die „mit leichtem Gepäck“ in unbekannte Länder fliehen und fast alles zurück lassen mussten – sogar die Früchte ihres Schaffens.

Die jungen Künstler von heute kommen aus aller Welt – etwa das Quartetto Armonico, „eine japanische Gruppe mit einem italienischen Namen, die die Fuge eines böhmischen Juden spielt“, wie Gerhard Bronner mit der ihm eigenen, feinen Ironie im RadioKulturhaus darlegte.

Die Künstler von gestern sind teils bekannt, groß, wie etwa Béla Bartók oder Emmerich Kálmán. Es geht aber auch um weithin unbekannte wie Zikmund Schul oder Curt Bry – Künstler, die nicht groß werden konnten, weil der Rassen-

wahn der Nazis es verbot.

Nach 1945 wurden sie erst recht vergessen – in ihren Gräbern und in ihren Exil-Ländern. Ihre Werke wurden erst recht nicht gespielt, schließlich wollte die junge Republik Österreich ganz von vorne anfangen. Da konnte man alles brauchen – nur keine Zeitzeugen, die an das eigene, schlechte Gewissen erinnerten.

1996 gründete Primavera Gruber den „Orpheus Trust – Verein zur Erforschung und Veröffentlichung vertriebener und vergessener Kunst“. Die wesentlichsten Zielrichtungen sind:

- auf dem Gebiet der Musik aktiv zu sein – jenem Sektor der Exilgeschichte, bei dem in Österreich bisher die größten Defizite bestehen;
- einen Überblick über das vorhandene Material zu erarbeiten, Datensätze zu sichern, zu vervollständigen und Gefährdetes zu retten;
- die gesammelten und erschlossenen Dokumente der Öffentlichkeit zugänglich und nutzbar zu machen;
- die von den Nazis vertriebenen, verbotenen, ermordeten MusikerInnen wieder in das Bewusstsein der heutigen Musikschaffenden – und damit des Publikums – zu bringen;
- ein Netzwerk – auch für einschlägige ausländische Institutionen – zu bieten.

Angefangen hatte alles mit einer sehr persönlichen Zäsur. Die studierte Juristin Primavera Gruber, Mutter von drei Kindern, begann nach ihrer Scheidung ein neues Leben. Nach der Gründung und dem Management der Aufbauphase des Klangforum Wien gründete sie die PR-Consultancy für Künstler „Kunst & Ko“.

In letzterer Funktion geriet Gruber eines Tages an das Amber Trio Jerusalem. Drei junge Leute, Klaviervirtuosen, die eine Nische im Kulturbetrieb suchten – und mit Hilfe von Primavera Gruber auch fanden. Sie ermutigte das Trio, die Musik vertriebener jüdischer Künstler zu spielen – und sie versprach sogar ihnen, bei der Suche der geeigneten Komponisten zu helfen. Da bemerkte sie, dass das gar nicht so einfach war – die Informationen wollten und wollten nicht fließen. Scheinbar war nichts da, und doch war sich Gruber von Beginn an sicher, „dass da eine ganze Menge ans Tageslicht kommt, wenn man nur lange genug danach gräbt.“

„Die Künstler kommen aus aller Welt – etwa das „Quartetto Armonico“, eine japanische Gruppe mit italienischem Namen, die die Fuge eines böhmischen Juden spielt (Gerhard Bronner).“



Orpheus-Installation im 7. Bezirk: Musik vertriebener Künstler

Sie grub also, und am 1. Oktober 1996 war es so weit: „Vertrieben – Vergessen“ lautete der Titel des ersten Konzertes des neu gegründeten „Orpheus Trust“ – und man bekam sogar eine kleine Unterstützung des damaligen Kulturministers Rudolf Scholten. Derart ermutigt, beschloss Gruber weiterzumachen.

Sie stellte freilich bald fest, dass das Unternehmen „Orpheus Trust“ viel Arbeit und wenig Geld bedeutete – vor allem für seine Initiatorin. Dennoch machte sie weiter, sie gab sogar ihren Job als Künstleragentin weitgehend auf: „Ich musste mich auch um meine Kinder kümmern – alles auf einmal wäre nicht möglich gewesen.“

Diese Entscheidung bedeutete monatelang 16 Stunden Arbeit pro Tag in einem winzigen Büro verbunden mit einem steten (und zumeist vergeblichen) Hoffen auf finanzielle Unterstützung von Seiten der offiziellen Stellen und dem unerschütterlichen Glauben, dass irgendjemand nun einmal diese Arbeit machen müsse – und dieser Jemand müsse

sie sein.

„Das war nicht lustig“, sagt sie heute, „ich habe für 80 Stunden Arbeit in der Woche gerade mal das Existenzminimum bekommen.“

Nur durch die Selbstausschöpfung und das unermüdliche Engagement einiger weniger habe der Trust bestehen können, sie habe damals oft „das Klagelied der Larmoyanz“ aller Kulturschaffender angeschlagen: „Die Öffentlichkeit hat sich mit ihrer Unterstützung sehr zurückgehalten.“

Gruber stützte sich bei ihrer Arbeit zunächst vor allem auf ein wissenschaftliches Werk: „Orpheus im Exil“ von Walter Pass, Gerhard Scheit und Wilhelm Svoboda. 600 vertriebene, ermordete und vergessene Komponisten und Musiker sind in dem Buch genannt, ihre Werke galten bis dato als verschollen, unbekannt oder nur fragmentarisch vorhanden.

Gruber arbeitete es sorgfältig durch und erlebte eine Überraschung: „Ich habe maximal mit der Existenz von 1.000 vergessenen Künstlern gerechnet, doch das war nur die Spitze des Eisberges.“ Mittlerweile zählt ihre Datei 4.700 Personen und über 9.000 Werke, und auch die finanzielle Situation des kleinen Vereins hat sich etwas gebessert.

Die Stadt Wien subventioniert das Projekt mit 73.000 Euro, der Bund hat für das erste Quartal 2003 5.000 Euro locker gemacht. Das ist mehr als noch vor wenigen Jahren – dennoch wäre der „Orpheus Trust“ ohne seine 450 Mitglieder und 125 Proponenten nicht so aktiv, wie er sich heute darstellt. Und trotz alledem würde die kontinuierliche Erforschung des Vergessenen auf der Strecke bleiben, gäbe es mittlerweile nicht das

vom Wissenschaftsfonds geförderte unabhängige Forschungsprojekt „Verfolgte Musik“ (Leiter Univ.-Prof. Dr. Jürg Stenzl, Mitarbeiter Dr. Gerhard Scheit, Dr. Primavera Gruber, Mag. Dr. Irene Suchy, Mag. Winfried Schneider).

Primavera Grubers unermüdliches Engagement wurde dennoch belohnt: Der Nachlass des Komponisten, Pianisten und Entertainers Fritz Spielmann wurde dem Orpheus Trust überlassen – ein unermesslicher Schatz. Der Wiener Fritz Spielmann, 1906 in Wien geboren, galt als eines der größten musikalischen Talente der 30er Jahre. Er arbeitete für das Kabarett und schrieb unvergessliche Schlager wie „Schinkenfleckerln“ – bis die Nazis seinem künstlerischen Aufstieg ein jähes Ende setzten. Er flüchtete via Kuba nach Amerika und wurde dort einer der bekanntesten Schlagerkomponisten seiner Zeit. Er arbeitete mit Show- und Filmgrößen wie Doris Day und Elvis Presley und starb hoch geachtet und verehrt 1997 in seiner New Yorker Wohnung. Bis zu seinem Tod war Spielmann in den USA bekannter als in Österreich. Der Orpheus Trust veranstaltete 1998 ein Fritz-Spielmann-Festival und erforschte das Gesamtwerk des Künstlers.

Im Mai und Juni 2002 folgte das nächste Großprojekt – diesmal unterstützt vom Nationalfonds. Der Orpheus Trust installierte im 7. Bezirk Boxen, aus denen die Musik vertriebener Künstler ertönte – genau vor jenen Häusern, in denen sie einst gelebt hatten. Und das nächste Projekt ist auch bereits verwirklicht: Primavera Gruber gibt ihr erstes Buch über die Musiktherapeutin Vally Weigl heraus. „Give them music“, lautet der Titel – und das beschreibt auch gut Grubers heutiges Lebensmotto.

Die Arbeit, sagt sie, habe sie enorm verändert. Sie sei heute noch viel wichtiger als einst. Manchmal, sagt sie, sei es sehr schwer – wenn die Ignoranz der offiziellen Stellen unerklärlich, wenn die österreichische Kleinlichkeit wieder einmal unerträglich ist.

In solchen Fällen kann sie immer noch in Fritz Spielmanns Nachlass blättern. Da heißt es in den „Schinkenfleckerln“: „Drum lass ich mich nicht länger häckerln, von den dummen Schinkenfleckerln, denn ich hab schon gnuua, von der Schinkenfleckerl-Sekkatur.“ Dann weiß sie, dass schon andere vor ihr mit der österreichischen Kleinlichkeit ihre liebe Not hatten. ■

*Die nächsten Veranstaltungen des Orpheus Trust finden Sie unter [www.orpheustrust.at](http://www.orpheustrust.at)*

**m atrosan**

**bauträger ges.m.b.H.**

**1030 wien, klimschgasse 1/5  
tel. 512 11 07 fax 512 11 07 14  
email: [office@matrosan.at](mailto:office@matrosan.at)  
<http://www.matrosan.at>**

**bauen wohnen licht kunst**

# Alltagsgeschichten

Von Erwin Javor

## MEINUNG

Marcel Prawy s. A. (1911–2003)

Marcell Horace Frydmann Ritter von Prawy\* war ein Liebender. Er hat nicht nur seine Musik, sondern auch sein Publikum geliebt. Und diese Liebe war ansteckend. Unzähligen Menschen hat er Musik und Musikgeschichte nahe gebracht und sie für deren Schönheit empfänglich gemacht. Immer wieder konnte man bei seinen Einführungsmatineen, Vorträgen, Büchern und Fernsehsendungen sehen, wie seine glühende Leidenschaft für die Kunst sich auf wundersame Weise auf sein Publikum übertragen hat. Sein breites und profundes Wissen alleine hätte aber seine Faszination nicht erklären können. Es war die Mischung aus Begeisterungsfähigkeit und Authentizität, die den berühmten Funken überspringen ließ. Vor allem war er ein absolut glaubwürdiger Zeitzeuge. Immer wenn er in der Öffentlichkeit über seine Emigrationsjahre, das tragische Schicksal seiner Angehörigen und Künstlerfreunde sprach, betonte er auch die tiefe Verbundenheit mit seinem Judentum. Weniger bekannt ist, dass er sich seit Jahren unermüdlich, doch leider erfolglos für die Restitution seines Familienvermögens eingesetzt hat.

Unmittelbar nachdem bekannt wurde, dass Marcel Prawy in einem Ehrengrab der Stadt Wien bestattet werden sollte, intervenierte die Kultusgemeinde bei den zuständigen Behörden, diese Entscheidung wieder rückgängig zu machen. In einem Telegramm an Bürgermeister Dr. Michael Häupl appellierte sowohl der Präsident als auch der Generalsekretär der Israelitischen Kultusgemeinde: „...Marcel Prawy... – nicht nur prominenter Sohn unserer Stadt, sondern auch Mitglied unserer Gemeinde...“ – ein Ehrengrab auf dem jüdischen Fried-



hof zu widmen. Nun muss man wissen, dass Ehrengräber lediglich in einem speziell dafür vorgesehenen interkonfessionellen Teil des Zentralfriedhofs liegen. In anderen Teilen des Zentralfriedhofs – also auch auf dem jüdischen Friedhof – können lediglich „ehrenhalber gewidmete Gräber“ vergeben werden.

Der Bürgermeister und auch Freunde des Verstorbenen entschieden sich jedoch für ein Ehrengrab in dem interkonfessionellen Teil.

Und so kam es, wie es kommen musste. Von diesem Zeitpunkt an schaltete nämlich unsere Kultusgemeinde auf stur. Weder ein Rabbiner noch ein offizieller Vertreter der Kultusgemeinde hat an der Verabschiedung dieses großen Mannes teilgenommen. Prominente jüdische Persönlichkeiten, die der Welt Großes hinterlassen haben, sind jetzt Grabnachbarn von Marcel Prawy. Zum Beispiel: Karl Farkas, Alfred Grünfeld, Friedrich Hacker, Eduard Hanslick, Fritz Hochwälder, Emmerich Kálmán, Karl Kraus, Bruno Kreisky, Hermann Leopoldi, Ernst Lothar, Siegfried Marcus, Hans Weigel, Franz Werfel und Hugo Wiener. Sie alle haben in Ehrengräbern der Stadt Wien ihre letzte Ruhe gefunden.

Meines Wissens nach gibt es laut unserer Halacha die Möglichkeit – unter gewissen Voraussetzungen – auch auf einem nichtjü- ▶

dischen Teil eines Friedhofs ein jüdisches Begräbnis abzuhalten. Und selbst wenn es in diesem Fall nicht möglich gewesen sein sollte, wäre es doch eine Verpflichtung für den Präsidenten oder einen Rabbiner gewesen, die Grabrede zu halten oder zumindest mit ihrer Anwesenheit Marcel Prawy die letzte Ehre zu erweisen. Die versammelte Trauergemeinde soll dem Vernehmen nach alle möglichen Theorien entwickelt und Spekulationen angestellt haben, welche Gründe diese Missachtung haben möge. Es ist nämlich bekannt, dass immer wieder offizielle Vertreter der Kultusgemeinde sowie Rabbiner an Begräbnissen von Nichtjuden teilnehmen. Mitunter werden von ihnen auch Reden zur Wür-

digung der Verdienste der Verstorbenen gehalten. Und so stellt sich nunmehr die Frage: Wäre Marcel Prawy diese Ehre und Würdigung seines Schaffens eher zuteil geworden, wäre er kein Jude gewesen? Und so kam es, dass einer der populärsten jüdischen Sympathieträger dieses Landes, der Kraft seines Lebenswerkes wahrscheinlich mehr gegen den Antisemitismus bewirkt hat, als viele andere mit Vorträgen und Leitartikeln bewirken, von einem Priester verabschiedet wurde.

Kardinal Franz König rezitierte einen Psalm von König David und beendete seine Grabrede schlussendlich mit einem „Schalom“.

Von Martin Engelberg

## Im Schatten des Provinzialismus



Der Krieg gegen den Irak bzw. gegen Saddam Hussein ist keine jüdische oder israelische Angelegenheit, war es vielen Juden wichtig zu betonen. Dennoch trennte, jedenfalls hier in Österreich, ein mehr oder weniger sichtbarer Graben die Standpunkte von vielen Juden und Nichtjuden.\*

Monate höchst interessanter, bemerkenswerter und für die Zukunft wohl sehr bedeutungsvoller weltpolitischer Geschehnisse liegen hinter uns. Anlass genug, von einem jüdisch-österreichischen Standpunkt aus so etwas wie ein Resümee zu ziehen.

Die Faktenlage kann als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, umso mehr überrascht die unterschiedliche Wahrnehmung: Dort die USA als die Weltherrschaft willkürlich ausübende Supermacht, als der Militär- und Ölindustrie ergebener Kriegstreiber

und als offensichtliche Projektionsfläche für allerlei Verschwörungsphantasien und Antiamerikanismen, die den üblichen antisemitischen Klischees frappierend ähnelten. Da ein Gefühl der besonderen Verbundenheit zu Amerika, dem treuesten und letztlich einzigen verlässlichen Verbündeten Israels, der letztlich den Nationalsozialismus niederrang und schließlich heute, auf eine ganz besondere Art und Weise, Heimat für die größte jüdische Gemeinschaft geworden ist.

In den USA gingen die Diskussionen sehr wohl quer durch alle Lager. Juden wie Nichtjuden fragten sich, ob die Bedrohung wirklich so groß und gerade jetzt so akut sei. Warum die USA den Krieg auf politischer Ebene nicht viel besser vorbereiteten, wie einst Bush senior. Warum nicht ausreichend koordiniert, informiert usw. wurde, und schließlich bemerkten viele, dass sich die USA in den letzten Jahren mit der Ablehnung der Klima-Konvention oder des Internationalen Gerichtshofes unbeliebt gemacht haben.

Aber das war's ja nicht hier in Österreich. Hier schien vielmehr die deutliche Verstärkung eines Trends feststellbar: Während in aller Welt in den letzten Monaten zumindest versucht wurde, in weltpolitischen Dimensionen zu denken, senkte sich über Österreich noch weiter der Schatten des tiefen Provinzialismus.

Nicht, dass einem der Geltungsdrang eines Waldheim abginge, der noch im ersten Golfkrieg den Anspruch erhob, in der Weltpolitik mitmischen zu wollen. Da ist uns die letztlich demütige, den realen Gegebenheiten viel besser angepasste und unauffällig gebliebene „Vermittlungsmission“ der derzeitigen Außenministerin in Tunesien oder Marokko schon viel lieber.

Aber Tatsache ist, dass in Österreich in Wirklichkeit überhaupt kein ernst zu nehmender und schon gar nicht eigenständiger politischer Diskurs zu einem so eminent

wichtigen Thema stattgefunden hat, samt der damit verbundenen weltpolitischen Implikationen, die Österreich zumindest als Mitglied der EU auch direkt betreffen.

Tatsache ist weiters, dass der Bundeskanzler, von seiner tatsächlichen Bedeutung, aber vor allem auch vom eigenen Anspruch her, zunehmend als „Landeshauptmann“ von Österreich fernab von den globalen Geschehnissen und Trends anzusehen ist.

Und schließlich – und das ist das Unangenehmste – hat sich innerhalb dieser Tendenz der Raum für dumpfe, provinzielle, mit Ressentiments behaftete Politiker, Journalisten und sonstige Personen des öffentlichen Lebens geöffnet, Karriere zu machen. Diese erhalten die Möglichkeit und das Forum, unfassbare Statements abzugeben wie etwa den Vergleich der USA mit Nazi-Deutschland, getätigt immerhin vom Vizekanzler Österreichs, im Fernsehen vor laufender Kamera, unwidersprochen vom ebenfalls anwesenden Bundeskanzler, anderer führender Politiker und des Chefredakteurs des ORF.

Die Kommentare des „Chefphilosophen Österreichs“, Rudolf Burger, und des „Ex-ORF-Generalintendanten“ Gerd Bacher in der führenden Qualitätszeitung „Die Presse“, in denen von der jüdischen Lobby in den USA, die mit den Zinsen aus dem Holocaust die USA in den Krieg führten, gesprochen wird.

Da spiegeln sich Haltungen wider, die man eigentlich in einem Land, in dem man leben möchte, nur dann zu akzeptieren bereit ist, wenn sie vollkommen marginalisiert und ausgeschlossen vom politischen Konsens an den berühmten Wirtschaftstischen unter Quarantäne gestellt blieben.

Dazu bedarf es einer echten Trendumkehr in Österreich, die sich aber leider derzeit überhaupt nicht abzeichnet.

# MEINUNG

P.B.B. ► VERLAGSPOSTAMT 1010 WIEN ► ZULASSUNGSNR.: 02Z033113M



I M P R E S S U M

## OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Postfach 1479. Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor

Grundsätzliche Richtung: **NU** ist ein Informationsmagazin für die Mitglieder der IKG und für ihnen nahe stehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. **NU** will den demokratischen Diskurs fördern.

## HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479  
Internet: [www.nunu.at](http://www.nunu.at), E-Mail: [office@nunu.at](mailto:office@nunu.at), Fax: +43/1/715 05 45-43  
BA-CA (BLZ 12000) Kto.-Nr. 08573 923 300

## MITARBEITER DIESER AUSGABE:

Martin Engelberg, Erwin Javor, Helen Liesl Krag  
Peter Menasse (Chefredaktion)  
Rainer Nowak, Peter Rigaud (Bildredaktion)  
Saskia Schwaiger (Schlussredaktion), Danielle Spera, Petra Stuißer  
Barbara Tóth, Alexia Wernegger

## ANZEIGEN:

Anton Schimany (0664/300 77 06)

## SATZ & LAYOUT:

ECHOkom  
1070 Wien, Schottenfeldgasse 24  
Telefon: +43/1/526 26 76-0